02/26

Athene

Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften



Umbrüche

HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg

Inhalt

EDITORIAL 3

UMBRÜCHE

Die Gegenwart als Umbruch? Von den Erkenntnismöglichkeiten des historischen Vergleichs
Mischa Meier 4

Die Reformation als Umbruch?
Christoph Strohm 7

Heimat im Umbruch. Warum Zeiten des Wandels neue Sehnsucht nach Zugehörigkeit hervorbringen
Christiane Wiesenfeldt 10

Ohne Umbrüche! Formenvielfalt mikrographischen Listenmaterials in hochmittelalterlichen hebräischen Bibelhandschriften
Hanna Liss 14

Das Heilige Land gewinnen – und verlieren. Umbruchmomente und Transformationsphasen der Kreuzzugszeit
Nikolas Jaspert 17

Perspektivwechsel: Eine Neulektüre russischer Klassiker in Zeiten des Krieges
Schamma Schahadat 21

Politik und Drama im klassischen Athen. Umbrüche und Krisen im Spiegel von Tragödie und Komödie
Bernhard Zimmermann 24

Quantenphysik und der Bruch mit der Gewissheit
Jörg Schmalian 27

„Unser sehnlichster Wunsch wäre auch noch mal eine größere Reise, aber ohne Retourbillet“
Georg Wolff 29

Aus vertrauten Räumen in die weite Welt
Hannah Monyer 33

Die Lektion von Tschernobyl vor 40 Jahren
Im Dialog mit Anthony Ho und Peter Lampe 36

AUS DER FORSCHUNG

„Woran arbeiten Sie gerade, Herr Leese?“
Daniel Leese 42

Landrechte und Landrechtsreformationen
Andreas Deutsch 44

Eindrucksvolle Vögel. Neue Elfenbeinfiguren aus dem Hohle Fels bei Schelklingen
Miriam N. Haidle 45

Bedeutende historische Sammlung kehrt nach Nepal zurück 46

Samtherrschaft – Kondominium – Gemeinderschaft Gemeinsame Stadtherrschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit
Heike Hawicks 47

JUNGE AKADEMIE | HADW

Einfluss auf frühe Hirnentwicklung 49

WIN-Konferenz „Konvivialität als religiöse Bildungsaufgabe in Geschichte und Gegenwart“
Christopher Nunn und Katrin König 50

MITGLIEDER 51

EHRUNGEN UND AUSZEICHNUNGEN 54

NEUERSCHEINUNGEN 55

VERANSTALTUNGEN 58

IMPRESSUM 60



Liebe Leserinnen und Leser,



Umbrüche verändern die Welt oft lange, bevor ihre Tragweite erkennbar wird. Was zunächst als Reform, Krise oder einzelne Veränderung erscheint, kann sich im Rückblick als historische Zäsur erweisen, die gesellschaftliche Ordnungen, politische Überzeugungen und unser Denken grundlegend verändert. Doch wie entstehen Umbrüche, wie werden sie erlebt – und was können wir aus ihnen für die Gegenwart lernen?

„Den Zeitgenossen selbst war erst einmal nicht klar, dass sich hier ein epochaler Umbruch vollzog. Vielmehr erlebten sie Reformen und Veränderungen, die sich erst im Laufe der Zeit als umstürzend erwiesen", schreibt Christoph Strohm in seinem Beitrag zur Geschichte der Reformation in diesem *Athene-Heft.* Aus mitteleuropäischer Perspektive zählt sie zu den großen Umbrüchen der Geschichte – ein Beispiel dafür, dass sich deren Tragweite häufig erst mit zeitlichem Abstand erschließt.

Umbrüche sind Gelenkstellen der Geschichte: Sie trennen Vergangenes von Neuem und verbinden zugleich beides miteinander. In solchen Übergängen verändern sich politische Ordnungen, gesellschaftliche Werte und geistige Vorstellungen. Mischa Meier untersucht kritisch, wie die Geschichtswissenschaft vergangene und gegenwärtige Ereignisse einordnet. Dabei betont er die Bedeutung des historischen Vergleichs, der hilft, politische Entwicklungen über verschiedene Zeiten hinweg zu verstehen.

Wann ein Ereignis als Umbruch gilt, hängt auch von der jeweiligen Perspektive ab. Nikolas Jaspert verdeutlicht dies am Beispiel der Kreuzzüge des 11. bis 13. Jahrhunderts. Die Eroberung Jerusalems im Jahr 1099 wurde im christlichen Europa als historische Zäsur gefeiert. Die Rückeroberung durch Saladins Heer knapp 90 Jahre später bedeutete für die islamische Welt einen tiefgreifenden Einschnitt, dessen Bedeutung bis in die Gegenwart reicht.

Wie sich historische Ereignisse in der Literatur widerspiegeln, zeigt Bernhard Zimmermann anhand griechischer Komödien und Tragödien des 5. Jahrhunderts v. Chr. Während auf die in der kollektiven Erinnerung der Zeitgenossen noch präsenten Perserkriege und ihre Folgen in Aischylos' *Die Perser* Bezug genommen wird, bildet der als Umbruch wahrgenommene Kampf um die radikaldemokratische Regierungsform in Athen gleich mehrfach den Kontext griechischer Dramen dieser Zeit.

Politische Umbrüche finden nicht allein in der Literatur ihren Widerhall. Christiane Wiesenfeldt zeichnet nach, wie sich der Begriff von Heimat in Europa an der Schwelle zur Moderne wandelte. Musik, so zeigt ihr Beitrag, ist nicht bloß Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen, sondern ein Medium, in dem neue Formen von Heimat erprobt werden.

Das 20. Jahrhundert war weltweit von Kriegen und Gewaltherrschaften geprägt, deren Folgen einen tiefgreifenden Epochenwandel markieren. Georg Wolff beleuchtet das Schicksal einer jüdischen Familie im nationalsozialistischen Deutschland der 1930er- und frühen 1940er-Jahre. Anhand der Korrespondenz zwischen den emigrierten Kindern und ihren später ermordeten Eltern macht er das persönliche Leid hinter der historischen Katastrophe sichtbar.

Dass Umbrüche auch durch internationale Zusammenarbeit begünstigt werden können, zeigen Anthony Ho und Peter Lampe. Sie weisen auf die weltweiten Kooperationen hin, die auf das Reaktorunglück von Tschernobyl folgten, dessen 40. Jahrestag wir in diesem Jahr begehen und die über die politischen Blockgrenzen des Kalten Krieges deutlich hinweggingen. Das dabei entstandene gegenseitige Vertrauen lässt sich rückblickend als ein Faktor der geopolitischen Umbrüche in den späten 1980er-Jahren verstehen.

Umgekehrt verändert die Gegenwart unseren Blick auf die Vergangenheit. Schamma Schahadat zeigt dies am Beispiel der russischen Literatur: Der Krieg in der Ukraine hat die Rezeption klassischer russischer Romane des 19. Jahrhunderts verändert und eine erneute Auseinandersetzung mit ihnen angestoßen. Politische Entwicklungen beeinflussen somit nicht nur die Gegenwart, sondern auch, wie wir kulturelle Traditionen verstehen und bewerten.

Vor rund hundert Jahren fand mit der Entstehung der Quantenmechanik der wohl tiefgreifendste Umbruch der modernen Physik statt, in deren Folge unsere Denkgewohnheiten über die Welt auf den Kopf gestellt wurden und deren offene Fragen uns bis in die Gegenwart beschäftigen. Jörg Schmalian stellt diese Entwicklung in ihren historischen Kontext und arbeitet ihre scheinbar paradoxen erkenntnistheoretischen Konsequenzen heraus, die auch eine Folge des Verschwimmens der „Grenzen zwischen Beobachter und beobachteter Welt" sind.

Schließlich haben Erkenntnisse aus jüngster Zeit unser Wissen über die Funktion unseres Gedächtnisses auf eine neue Grundlage gestellt. Hannah Monyer weist dabei darauf hin, dass nicht nur diese wissenschaftliche Entwicklung in Teilen umbruchhaft verlaufen ist, sondern dass man unseren Denk- und Erinnerungsprozess selbst, in dem Bestehendes ständig überschrieben wird, als eine Folge von (Um)brüchen in unserem Gehirn verstehen kann.

Umbrüche prägen nicht nur unseren Blick auf die Vergangenheit, sondern öffnen auch den Horizont für das, was vor uns liegt. Gerade in einer Gegenwart tiefgreifender Veränderungen stellt sich die Frage, welche Wendepunkte wir heute erleben – und welche Welt aus ihnen hervorgehen wird.

Lutz Gade

Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Die Gegenwart als *Umbruch*?

Von den Erkenntnismöglichkeiten des historischen Vergleichs

Ohne Zweifel: Wir leben in bewegten Zeiten. Aber werden wir gerade auch Zeugen eines historischen Umbruchs? Wer eine Antwort auf diese Frage sucht, wendet sich vielleicht nicht zuvörderst an den (Alt-)Historiker, und dies aus zwei berechtigten Gründen. Zum einen konstituiert ‚Umbruch' in den Geschichtswissenschaften keinen etablierten Fachterminus. Historiker sprechen eher von Zäsuren – von Momenten, in denen nachweisbarer struktureller Wandel mit zeitgenössischer, mitunter hoch emotionalisierter Wahrnehmung eines Verlusts geläufiger Routinen und Orientierungen einhergeht. Zäsuren aber benötigen Kontexte; sie erscheinen stets eingebettet in langgezogene Transformationsprozesse, werden also überlagert von Kontinuitäten und verbinden sich mit diesen zu komplexen Gemengelagen (beschleunigten) historischen Wandels. Wenn ich im Folgenden von ‚Umbruch' spreche, lege ich dieses Verständnis einer Zäsur zugrunde. Aber lässt sich eine solche tatsächlich für unsere Gegenwart konstatieren? Hier liegt der zweite Grund des Unbehagens. Denn die Identifikation und Analyse eines Umbruchs kann, so würde man annehmen, methodisch sauber nur *ex post* erfolgen, also in unserer Zukunft. Als Historiker aber blicke ich in die Vergangenheit.

Scheiden die Geschichtswissenschaften damit für die Analyse, Kommentierung und Einordnung gegenwärtigen Geschehens aus? Keineswegs! Es ist gerade das Wissen um die Vergangenheit, das eine präzisere Bewertung der Gegenwart ermöglicht. Dafür stehen verschiedene Methoden zur Verfügung, unter denen der historische Vergleich zu den prominentesten zählt. Er nimmt alltägliche, zumeist unbewusst ausgeübte Praktiken auf und richtet sie über den Ausgriff in die Geschichte auf eine Fragestellung aus. Alltäglich sind diese Praktiken, weil wir Wahrnehmungen und Wissen permanent in Beziehung setzen – das Vergleichen ist uns geradezu inhärent. Ist die Person, die vor mir die Straße überquert, jünger oder älter als ich? Hat mein Nachbar den gepflegteren Garten? War der Restaurantbesuch letztes Jahr nicht noch billiger? Und wird es morgen wieder wärmer sein als heute? Indem wir vergleichen, ordnen wir unsere Welt, indem wir kontinuierlich Relationierungen herstellen, verorten wir uns selbst in einer komplexen Umgebung, sortieren unsere Erfahrungen, lernen, mit dem Unvertrauten und Überraschenden umzugehen. Allenthalben vergleichen wir, suchen Differenzen und Gemeinsamkeiten und gewinnen dadurch Sicherheit, Orientierung, unsere Identität. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt an der Universität Bielefeld hat jahrelang über diese Praktiken nachgedacht und namentlich ihre historische Tiefendimension eruiert.[1] Denn die Überführung der komparativen Alltagspraxis in ein wissenschaftliches Konzept ist alles andere als trivial – ja mehr noch: Historische Vergleiche gehören zu den anspruchsvollsten Übungen in den Geschichtswissenschaften. Nicht nur deshalb treffen sie seit jeher auch auf Kritik.

So wird aus den *postcolonial studies* eingewendet, jeder Vergleich enthalte explizite oder implizite Wertungen, da mit ihm stets (ungerechte) Machtverhältnisse reproduziert würden. Er diene letztlich dazu, normative Maßstäbe zu definieren sowie Hierarchien zu markieren und zu festigen, könne jedenfalls, da Machtbeziehungen überall wirksam seien, nie von einer objektiven Position aus erfolgen. „Ein Projekt des Vergleichens", so wurde vor einigen Jahren festgehalten, „muss sich konsequent bewusst sein, dass es trotz seines erklärten Egalitarismus unvermeidlich von einer Weltanschauung interpelliert wird, die in Dominanz und der Reproduktion von Dominanz verhaftet ist". Der Vergleich, so heißt es weiter, könne sich nicht „der Arroganz des Zentrismus" entziehen – gemeint sind Eurozentrismus, Androzentrismus, Kolonialismus usw.[2]

Die postkoloniale Kritik am Vergleich ist wichtig, weil sie auf die Standortgebundenheit der Vergleichssubjekte hinweist. Doch indem sie die intelligible Welt vornehmlich auf Machtbeziehungen beschränkt und dabei die Perspektive des vermeintlich Unterlegenen einnimmt, reduziert sie Komplexität, setzt persönliche Involviertheit voraus und spricht dem Vergleich damit sein analytisches Potential ab. Wer die generalisierenden Prämissen dieser Einwände hingegen nicht teilt und dem Vergleich keine unmittelbare „erzieherische Wirkung" abverlangt,[3] kommt zu anderen Ergebnissen. So wurde in jüngerer Zeit etwa auf die erkenntnisfördernde Rolle transkultureller historischer Vergleiche hingewiesen – womit nicht zuletzt die Antike ins Spiel gebracht wird.

Aus konservativer Richtung wurde der historische Vergleich bereits im 19. Jahrhundert infrage gestellt. Im historistischen Geschichtsbild, das die Einzigartigkeit jeder Epoche, jedes Moments und jeder historischen Formation propagierte, konnte eine Methode, die neben Unterschieden auch Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten suchte, keinen systematischen Ort finden. Gleichzeitig stellte die allmähliche Herausbildung von Nationalstaaten in Europa deren Gegenüberstellung unter den Generalverdacht der Herabsetzung einzelner Nationen durch Leugnung ihrer Singularität. In einem Umfeld, in dem Geschichtsforschung weitgehend aus nationalstaatlicher Perspektive betrieben wurde, vermochte der Vergleich daher nicht zu reüssieren. Erst seit den 1970er Jahren übernahm die deutsche Sozialgeschichte die Methode des Vergleichens aus der angelsächsischen Historischen Soziologie; auf zunehmend breiter, auch internationaler Basis

1 Vgl. A. EPPLE et al. (Hgg.), Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a Fundamental Human Practice, Bielefeld 2020.

2 R. RADHAKRISHNAN, Warum vergleichen?, in: A. EPPLE/W. ERHART (Hgg.), Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens, Frankfurt a.M./New York 2015, 35-61, hier 43; 47.

3 RADHAKRISHNAN, Warum vergleichen?, 60.



Abb. 1: Ulpiano Checa, La invasión de los bárbaros, 1887, Museo Ulpiano Checa, Colmenar de Oreja - Madrid, IMAGO / Dreamstime

etablierte sich der Vergleich dann seit den 1980er Jahren in den Geschichtswissenschaften.[4] In der gegenwärtigen, in globalhistorischen Zusammenhängen denkenden und damit von nationalstaatlichen Perspektiven vielfach entkoppelten Forschung gehört er zum Standardrepertoire.

Und doch verstummt die Kritik am Vergleich auch weiterhin nicht: Er reproduziere überkommene Meistererzählungen (hier spiegelt sich einmal mehr der postkoloniale Argwohn) und erfolge, um der Komplexität der Vergleichsobjekte gerecht zu werden, zumeist auf derart abstrakter Ebene, dass die Ergebnisse banal seien – anders gewendet: Die Resultate rechtfertigten nicht den theoretischen, konzeptuellen und intellektuellen Aufwand.

Kann der historische Vergleich damit überhaupt eine tragfähige Methode für die Frage nach unserer Gegenwart als Umbruchssituation darstellen? Durchaus! Doch nur dann, wenn man ihn als echtes Analyseinstrument verwendet und nicht bei der Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen historischen und gegenwärtigen Phänomenen stehenbleibt. Entscheidend ist nicht das Nebeneinanderstellen, sondern die Perspektive, unter der ein Vergleich erfolgt, das *tertium comparationis.* Wird dieses nicht scharfgestellt, bleibt man bei Gleichsetzungen, Parallelen und Analogien stehen, die allzu häufig mit Vergleichen verwechselt werden. Ein Beispiel, das bereits auf einen Diskussionskomplex unserer Gegenwart zielt:

Im Jahr 2016 führte der Althistoriker Alexander Demandt in der FAZ den Untergang des Römischen Reiches auf unkontrollierte Masseneinwanderung zurück.[5] Worauf sein Artikel zielte, musste nicht eigens ausgesprochen werden, denn sein Fazit war unverkennbar auf die Gegenwart bezogen (was der Autor im einleitenden Kurzinterview auch deutlich machte): „Überschaubare Zahlen von Zuwanderern ließen sich integrieren. Sobald diese eine kritische Menge überschritten und als eigenständige handlungsfähige Gruppen organisiert waren, verschob sich das Machtgefüge, die alte Ordnung löste sich auf". Was wie ein (impliziter) Vergleich wirkt, stellt tatsächlich aber lediglich eine Gleichsetzung dar, da keine analytische Fragestellung zugrunde liegt und lediglich ein (im Übrigen nicht den aktuellen Forschungsstand reflektierendes) historisches Beispiel als vermeintlicher Parallelfall angeführt wird, der auf ein mögliches Zukunftsszenario verweisen soll. Für die Frage nach einem durch Migration verursachten historischen Umbruch in der Gegenwart lässt sich der Essay daher nicht heranziehen.

Vor zwei Jahren habe ich mit Blick auf den russischen Aggressionskrieg in der Ukraine einen anderen Weg gewählt.[6] Das Vorgehen

4 Th. WELSKOPP, Vergleichende Geschichte, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2010-12-03. URL: https://www.ieg-ego.eu/welskoppt-2010-de URN: urn:nbn:de:0159-20100921408.

5 A. DEMANDT, Das Ende der alten Ordnung, in: FAZ online vom 22.01.2016 (https://www.faz.net/aktuell/politik/staat-und-recht/untergang-des-roemischen-reichs-das-ende-der-alten-ordnung-14024912.html).

6 M. MEIER, Ein neuer Hunnensturm, FAZ vom 2. April 2024, S. 11.

der Russen und die damals in Deutschland geführte Diskussion um ein „Einfrieren" der Kampfhandlungen habe ich mit den Angriffen der Hunnen auf Ostrom in den 440er Jahren und den Bemühungen Kaiser Theodosios' II. (408-450) um vertragliche Regelungen verglichen. Diese blieben erfolglos, was ich auf einen strukturellen Faktor zurückgeführt habe: Die hunnische Machtbildung war zum Selbsterhalt und zur Konsolidierung der Position des Anführers auf Aggressionen angewiesen – ein Raubstaat, der ähnlich funktionierte wie die russische Föderation unter Putin. Im strukturellen Aspekt des Raubstaats lag das *tertium* des Vergleichs; analytisches Ergebnis war: Die russische Aggression lässt sich nicht durch zaghafte Appeasement-Politik einhegen, sondern verlangt nach einer starken Reaktion. Das aber, so würde ich nun fortfahren, würde eine grundsätzliche Neuausrichtung der globalen internationalen Politik, einen eklatanten Bruch mit den Gepflogenheiten der letzten Jahrzehnte, nach sich ziehen. Aus dieser Perspektive lässt sich die Frage nach der Gegenwart als möglicher Umbruchszeit eindeutig mit einem ‚Ja' beantworten.

Ein weiteres Beispiel: Donald Trump wird häufig mit vermeintlich verrückten römischen Kaisern des ersten Jahrhunderts verglichen. Und tatsächlich muten Eskapaden wie der Bau eines Ballsaals am Weißen Haus, der geplante Triumphbogen, die Gier nach ständiger Aufmerksamkeit und vieles mehr auf den ersten Blick caligulahaft oder neronesk an. Aber hier bewegen wir uns wieder auf der Ebene oberflächlicher Analogien. Mein eigener Vergleich zielte daher eher auf Augustus (31 v. Chr. – 14 n. Chr.), dem es gelungen war, während seiner langen Herrschaftszeit das römische Gemeinwesen strukturell tiefgreifend umzugestalten und zu einer zunächst ganz auf seine Persönlichkeit zugeschnittenen Monarchie umzuformen.[7] Dabei nutzte er ähnliche Instrumente und Vorgehensweisen wie der aktuelle US-amerikanische Präsident. Das *tertium* des Vergleichs beruht nicht in den grellen Showeffekten, mit denen Trump seine Politik orchestriert, sondern in den strukturellen Reformen, die letztlich auf einen neuen, autoritär ausgerichteten Staat hinzielen. Ergebnis ist: Wir müssen – wie im Fall des Augustus – mit langfristigen Folgen für das amerikanische Gemeinwesen, seine innere Verfasstheit und seine Politik, d. h. mit globalen Auswirkungen, rechnen, und dies erscheint umso verstörender, als Augustus in der breiten Wahrnehmung noch immer als Lichtgestalt, als Friedensherrscher und Schöpfer von Wohlstand und Gedeihen gilt. Auch aus dieser Perspektive also: Ja, wir leben in Zeiten eines markanten Umbruchs.

Meine Schlussfolgerungen wurden kritisiert. Der Althistoriker Hartwin Brandt wiederholte noch einmal einen generellen Einwand gegen historische Vergleiche („Entweder sind die Parallelen banal, oder sie erweisen sich bei genauerer Prüfung als nicht haltbar") und begegnete dem Hunnen-Exempel mit dem Hinweis, dass die Römer schon seit Jahrhunderten Frieden durch Subsidien erkauft hätten und Theodosios II. „nach allem, was wir wissen, ein schwacher, von einflussreichen Personen am Hof gelenkter Kaiser" war.[8] Beides tangiert indes nicht mein Argument, das Verdikt über Theodosios ignoriert zudem die Forschungen der letzten 20 Jahre, die ein gänzlich anderes Bild dieses Herrschers ergeben. Wenn Brandt abschließend den Erkenntniswert von Vergleichen aus althistorischer Perspektive grundsätzlich infragestellt, indem er darauf hinweist, „wie gering und oberflächlich die Parallelen zu den heutigen Verhältnissen und hier in Rede stehenden, fürchterlichen Ereignissen in Osteuropa ausfallen", so unterschätzt er nicht nur das Analysepotential der von ihm selbst vertretenen Disziplin, sondern offenbart schon in der Terminologie eine Verwechslung von Vergleichen mit Analogien bzw. „Parallelen". Es geht eben nicht nur um die Suche nach Gemeinsamkeiten, sondern um einen analytischen Mehrwert, der sich aus der Perspektivierung des *tertium comparationis* ergeben sollte.

In diesem Sinne erschöpft sich auch ein Vergleich zwischen Trump und Augustus keineswegs in „Parallelisierungen", und auch Brandts von meiner Sichtweise abweichende Bewertung der Politik des Augustus muss durchaus nicht zu dem Fazit führen: „Auch Augustus lässt uns Trump nicht besser verstehen".[9] Dies wäre die Schlussfolgerung, die man in der Tat aus einer reinen Analogie ziehen müsste. Doch der *Vergleich* reicht weiter, indem er an die Stelle der Analogie die Analyse setzt. Erst damit ermöglicht er uns die Bewertung der Gegenwart aus der Vergangenheit heraus.

Auch der Althistoriker kann also Antworten geben und Zeitdiagnosen anderer Fächer argumentativ flankieren: Die historische Analyse führt auf das Ergebnis, dass wir uns in der Tat in einer Phase massiver globaler Umbrüche und Neuausrichtungen befinden, und diese sind, auch das zeigt der Blick in die Geschichte, ausgesprochen beunruhigend.

Mischa Meier

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

7 M. MEIER, Nero? Eher doch Augustus!, in: FAZ vom 8. Januar 2026, S. 11.

8 H. BRANDT, Warnung vor dem Hunnen, in: FAZ online vom 09.04.2024 (https://www.faz.net/aktuell/politik/staat-und-recht/untergang-des-roemischen-reichs-das-ende-der-alten-ordnung-14024912.html).

9 H. BRANDT, Warum Putin nicht Attila ist und Trump nicht Augustus, in: Welt vom 26. Januar 2026, S. 16.

Die Reformation als *Umbruch*?



Abb. 1: Kupferstich von Gustav Eilers nach Wilhelm Kaulbachs Wandgemälde „Das Zeitalter der Reformation" [1864/65, im Treppenhaus des neuen Museums zu Berlin], Verlag Alexander Dunckel, 1871

Es hängt vom Blickwinkel ab, ob wir die Reformation als einen Umbruch ansehen. Eine solche Deutung der Reformation legt sich dem nahe, der – in Mitteleuropa lebend – die vielfältigen Folgen des Auftretens Martin Luthers vor Augen hat; von dem kräftigen Impuls zur Entwicklung der deutschen Sprache bis hin zur Entstehung verschiedener Konfessionskirchen. Wer die Frömmigkeit und die Reichhaltigkeit des kirchlichen Lebens in der spätmittelalterlichen Kirche hochschätzt, spricht vielleicht eher von einem Abbruch als einem Umbruch. Oder man deutet die Reformation als eine von vielen Reformbewegungen im Spätmittelalter, die in der Re-Formierung der römisch-katholischen Kirche im Tridentinischen Konzil der Jahre 1545 bis 1563 ihren Höhepunkt gefunden haben. Dann erscheint die Kontinuität so groß, dass nicht von der Reformation als einem Umbruch oder Abbruch gesprochen werden kann. Über diese Fragen wird in der Forschung eingehend diskutiert. Für alle drei Sichtweisen – Umbruch, Abbruch, Kontinuität in der Transformation – lassen sich respektable Gründe ins Feld führen.



Abb. 2: Gemälde von G. Baumann, 1854, in: Kirche St. Katharina in Schwäbisch-Hall. Dargestellt ist M. Luther mit dem (späteren) Reformator Johannes Brenz und dem Pfarrer Johannes Isenmann aus Schwäbisch-Hall bei der Heidelberger Disputation am 26. April 1518. (s. epd-Bericht vom 19.07.16).

Den Zeitgenossen selbst war erst einmal nicht klar, dass sich hier ein epochaler Umbruch vollzog. Vielmehr erlebten sie Reformen und Veränderungen, die sich erst im Lauf der Zeit als umstürzend erwiesen. So gab es lange vor der Reformation die Forderung nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Insbesondere im Bereich des Mönchtums kam es zu Erneuerungsbestrebungen, die wie im Fall des Ordens Martin Luthers, der Augustiner-Eremiten, zu einer Abspaltung eigener Reformkongregationen führten. Von den Niederlanden ausgehend breitete sich die Reformbewegung der Devotio moderna aus, die eine Verinnerlichung des Glaubens anstrebte. In der Person des Erasmus von Rotterdam (1466/69–1536) verband sie sich in wirkungsreicher Weise mit der pädagogischen Reformbewegung des Humanismus. Luthers Protest gegen den Ablasshandel mit seinen 95 Thesen vom 31. Oktober 1517 bewegte sich ganz im Rahmen solcher Reformbemühungen. Das Anliegen, dass es im Neuen Testament bei der Buße um die innere Umkehr des Herzens ginge und nicht um ein sakramentales Geschehen, bei dem Geldzahlungen eine wichtige Rolle spielten, war alles andere als neu. Umstürzend wurden Luthers Thesen erst durch ihre enorme Wirkungsgeschichte. Die neuen Techniken des Buchdrucks ermöglichten eine außerordentlich rasche Vervielfältigung der Thesen von Wittenberg über Leipzig und Nürnberg bis Basel. Auch hatte Luther mit seiner Kritik des kirchlichen Finanzgebarens offensichtlich eine weitverbreitete Stimmung aufgenommen und ihr eine wirkungsreiche Stimme gegeben.

Tiefgreifend neue Inhalte brachten erst die Disputationsthesen, die Luther bei der Versammlung seines Ordens im Heidelberger Augustinereremiten-Kloster Ende April 1518 vorlegte. Hier kam es zu einer grundsätzlichen Infragestellung der traditionellen Theologie und Frömmigkeit, die in ihrer Radikalität kaum Vorläufer hatte. Der Versuch, den Inhalt der biblischen Heilslehre mit den Mitteln der Vernunft und der philosophischen Logik des Aristoteles zu erläutern, ist nach Luthers Auffassung zum Scheitern verurteilt; ja, er verkehrt das eigentliche Anliegen der biblischen Botschaft ins Gegenteil. Wie sich die Erkenntnis des barmherzigen Gottes jeder philosophischen Logik entzieht, so versperrt die mittelalterliche Buß- und Heilslehre, die nach juristischer Logik verfährt, gerade den Zugang zum Heil.

Luther fasste seine grundlegende Kritik der scholastischen Theologie und spätmittelalterlichen Frömmigkeit in der letzten seiner theologischen Thesen in Heidelberg zusammen: „Die Liebe Gottes findet das für sie Liebenswerte nicht vor, sondern erschafft es. Die Liebe des Menschen entsteht aus dem für sie Liebenswerten."[1] Die These wird dann wie folgt erläutert: „Der zweite Teil ist offenkundig und [gemeinsame Überzeugung] aller Philosophen und Theologen, weil der Gegenstand der Liebe die Ursache der Liebe ist, […]."[2] Nach

1 Martin Luther, Disputatio Heidelbergae habita, 1518, in: Martin Luther, Lateinisch-deutsche Studienausgabe, Bd. 1, 2006, S. 61,7–9.
2 Ebd., S. 61,10–16.

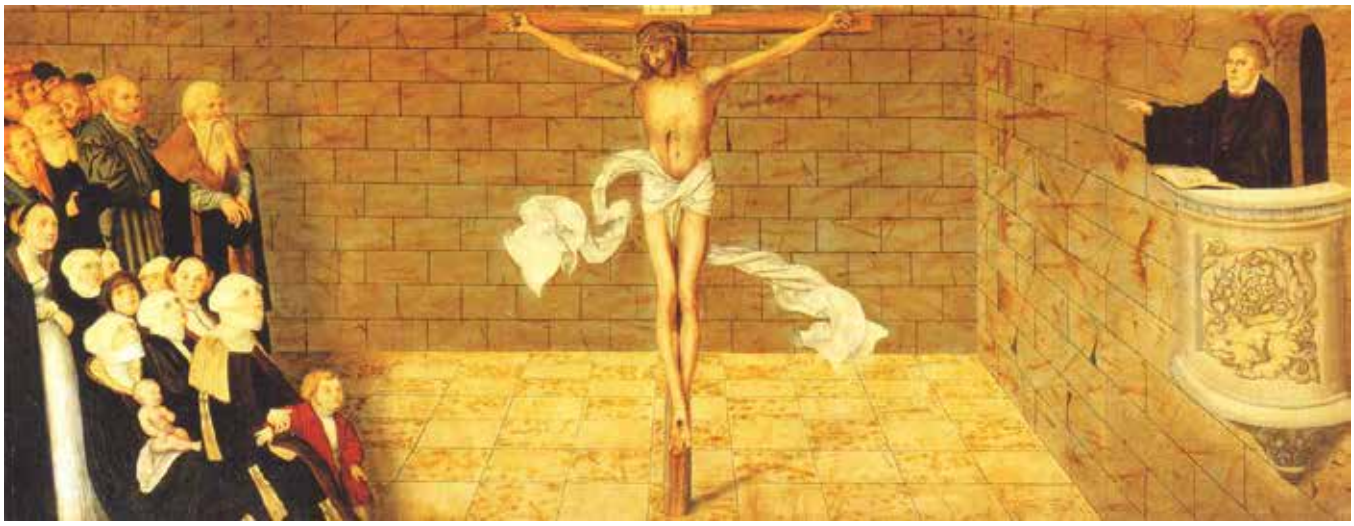


Abb. 3: Lucas Cranach d.Ä./d.J., Luther predigt den gekreuzigten Christus nach biblischer Vorgabe. Predella des Altars der Wittenberger Stadtkirche, 1547/48

menschlicher Logik wird das geliebt, was liebenswert ist. Über Gottes Liebe zu sprechen, kann nur ganz anders geschehen – mit Luthers Worten: „Denn darum sind die Sünder schön, weil sie geliebt werden; nicht darum werden sie geliebt, weil sie schön sind."[3]

Die etablierten Theologieprofessoren der Universität Heidelberg waren einigermaßen verstört, als sie diese fundamentale Infragestellung ihres Bemühens, die Theologie mithilfe philosophischer Argumentation verständlich zu erläutern, hörten. Ganz anders die jungen Studenten und Magister; bei ihnen fand Luther begeisterte Zustimmung. Und diese wiederum sorgten in den kommenden Jahrzehnten für die Verbreitung der Reformation im deutschen Südwesten.

Für unsere Frage nach dem Umbruch-Charakter der Reformation können wir hier Wesentliches lernen. Es lassen sich durchaus Vorläufer der kritischen Impulse Luthers, zum Beispiel in der mittelalterlichen Mystik, finden. Aber die sprachkräftige Formulierung grundlegender Reformanliegen und das Momentum, dass sie von den wachen Zeitgenossen begeistert aufgenommen und weiterverbreitet wurden, machen einen erheblichen Unterschied aus. Durch das geballte Ensemble der Reformforderungen und die umfassende Wirkungsgeschichte wurde aus einer Transformation ein echter Umbruch. Im weiteren Verlauf der Wirkungsgeschichte wurde der Umbruch-Charakter zunehmend stärker wahrgenommen und herausgestellt. Im 19. Jahrhundert konnte der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel sogar von der Reformation als einer Revolution sprechen. Hans-Georg Gadamer hat zurecht betont, dass „geschichtliches Verstehen […] selber immer Erfahrung von Wirkung und Weiterwirken" ist.[4] Angesichts der erheblichen Folgewirkungen ist die Deutung der Reformation als Umbruch und dann auch als Epoche plausibel.

Die Folgen der Reformation für die deutsche, europäische und auch globale Geschichte sind so umfassend, dass man sie in sehr unterschiedlicher Weise zusammenfassen kann. Ein erstes *folgenreiches* Anliegen war die konsequente Konzentration auf die Heilige Schrift als alleinige Grundlage der kirchlichen Lehre und Frömmigkeit. Das betraf zwar das kirchliche Leben im engeren Sinn, hatte aber darüber hinaus auch für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben erhebliche Folgen. Sichtbar und erfahrbar war das zum Beispiel im Abbruch der Heiligen- und Reliquienverehrung, die das Stiftungsverhalten fundamental veränderte und den Städten, die vom Pilgerwesen lebten, die ökonomische Grundlage entzog.

Das Anliegen, Theologie und Verkündigung im Sinne des sola scriptura-Prinzips zu erneuern, hatte *zweitens* eminente Folgen für den Inhalt. Luther fand das Zentrum der biblischen Heilsbotschaft im Christusgeschehen, das heißt der in Jesus Gestalt gewordenen Zuwendung Gottes zu seinem in sich selbst verkrümmten Geschöpf – allein aus Gnade („sola gratia"). Durch Glauben, so lernte Luther bei Paulus und dem mittelalterlichen Mystiker Johannes Tauler, kommt es zu einer innigen Gemeinschaft mit Christus, die dem Glaubenden Anteil an seinem Heilswerk gibt. Luther begründet die zentrale Bedeutung des Glaubens für die Erlangung des Heils, oder – wie Luther meist sagt – die Rechtfertigung sola fide, darüber hinaus mit einer weiteren Argumentation. Der Glaube sei als Erfüllung des Ersten Gebotes des Dekaloges („Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir") zu verstehen. Wer auf Gott vertraut und nicht sich selbst an dessen Stelle setzt, sicut deus sein will, oder auf andere Götter vertraut, der erfüllt das Erste Gebot. Darin ist der Dekalog zusammengefasst, der wiederum den Willen Gottes insgesamt wiedergibt. Darum konnte er in der Heidelberger Disputation so zugespitzt und für nicht wenige anstößig formulieren: „Nicht der ist gerecht, der viel wirkt, sondern der ohne Werk viel an Christus glaubt. Das Gesetz sagt: ‚Tu das', und es geschieht niemals. Die Gnade sagt: ‚Glaube an den', und schon ist alles getan."[5]

Mit solcher radikalen Konzentration auf den Glauben war die gesamte Heilsvermittlung durch die Sakramente, welche eine große Zahl von Priestern tagtäglich spendeten, hinfällig. Die reformatorische Konzentration auf den Glauben bedeutete einen enormen Schub an Verinnerlichung und Individualisierung, die für die entstehende Moderne elementar waren. Bald schon, seit den 1540er Jahren, finden

3 Ebd., S. 61,20f.

4 Ges. Werke II, S. 34.

5 Luther, Disputatio Heidelbergae habita, 1518, LDStA I, S. 67,22–25.

sich in dem rasch anwachsenden Jesuitenorden vergleichbare Verinnerlichungstendenzen.

Noch unmittelbarere gesellschaftliche Folgen hatte ein *drittes* Anliegen der Reformation: die Überzeugung eines allgemeinen Priestertums. Danach bildet nicht die Priesterweihe, sondern die Taufe den Zugang zum Priestertum. Denen der Geist Gottes gegeben ist, die sind Geistliche. Ein Unterschied zwischen Geistlichen und sogenannten Laien wird als unbiblisch zurückgewiesen. Das betraf die Grundfesten der mittelalterlichen Gesellschaft, die ständisch gegliedert war und in der Priester und Mönche – am Habit auf den Straßen auch gut erkennbar – einen eigenen Stand bildeten.

Die Aufhebung des Unterschieds von geistlichem und weltlichem Stand war *viertens* mit einer außerordentlichen (religiösen) Aufwertung der weltlichen Berufsarbeit verbunden. Arbeit im weltlichen Beruf ist als Dienst am Nächsten und am Gemeinwesen zu würdigen und nicht im Vergleich zum kontemplativen Wirken der Mönche abzuwerten. Das Ende der Klöster und des Ordenswesens sowie der Aufbau einer kirchlichen Ordnung, die dem jeweiligen Landesherrn unterstand, bildeten einen tiefen Einschnitt. Die Folgen reichten vom Aufbau einer kommunalen Armenfürsorge bis hin zu einer vollständigen Abhängigkeit der Kirche von weltlichen Autoritäten.

Schließlich bedeutete *fünftens* das Entstehen verschiedener Konfessionskirchen – lutherisch, reformiert, anglikanisch, römisch-katholisch – eine neue, spannungsvolle Konstellation. Die negativen Folgen waren lähmende Konflikte, die wie im Dreißigjährigen Krieg in militärischen Auseinandersetzungen mündeten. Dem gegenüber stehen die positiven, produktiven Folgen konfessioneller Konkurrenz. Ein eindrückliches Beispiel bietet die Entwicklung des Schulwesens in Schlesien, einem Territorium mit komplexer konfessioneller Mischsituation. Mit dem böhmischen König aus dem Haus Habsburg hatte man einen katholischen Landesherrn, der durch den Breslauer Bischof als Landeshauptmann vertreten wurde. Die Schulen wurden aber primär von den städtischen Obrigkeiten errichtet. Und hier waren protestantische Einstellungen unterschiedlicher Couleur vorherrschend. So vollzog sich der Aufschwung des Schulwesens erst einmal im Zusammenhang der Ausbreitung des Protestantismus in Schlesien. Alle Kinder sollten Schulunterricht erhalten, um die Bibel lesen zu können. Bald zogen katholische Akteure nach und bauten mit Hilfe der Jesuiten ein gleichwertiges Schulwesen auf. Man konnte an vorreformatorische, humanistische Traditionen anknüpfen, und das jesuitische Schulwesen war Anfang des 17. Jahrhunderts dann ähnlich erfolgreich wie das von Philipp Melanchthon inspirierte protestantische. In mancher Hinsicht, etwa im Hinblick auf die von weiblichen Schulorden getragene Mädchenbildung, scheinen die Aktivitäten in katholischen Territorien „erfolgreicher" gewesen zu sein. Die Ausbildung von konfessionell bestimmten Kirchen ist als Sachverhalt der Ausdifferenzierung der Gesellschaft zu deuten. Auch wenn das von Luther und den anderen Reformatoren keineswegs intendiert war, wird der Umbruchcharakter der Reformation hier besonders deutlich greifbar. Alle Modernisierungstheorien sprechen der Ausdifferenzierung der Gesellschaft eine wichtige Bedeutung auf dem Weg in die Moderne zu.

Christoph Strohm

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Leiter der Forschungsstelle
„Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs
in der Frühen Neuzeit (1550-1620)"



Abb. 4: Basel am Vorabend der Reformation, kolorierter Stich aus Hartmann Schedels Weltchronik, 1493: In der mit 10.000 Einwohnern für heutige Verhältnisse kleinen Stadt befanden sich nicht weniger als zehn Klöster, sechs Männerklöster und vier Frauenklöster. Allein am Münster wirkten als Geistliche 24 Domherren und ungefähr 72 Kapläne. Am Petersstift amtierten 10 Chorherren sowie ungefähr 40 Kapläne und an der Pfarrkirche von St. Theodor ein Priester, zwei Diakone und sieben Kapläne.

Heimat im *Umbruch*

Warum Zeiten des Wandels neue Sehnsucht nach Zugehörigkeit hervorbringen

Wenn Gesellschaften in Bewegung geraten, geraten auch ihre Wörter in Bewegung. Plötzlich tauchen Begriffe auf, die lange selbstverständlich schienen oder fast vergessen waren. Sie werden häufiger verwendet, heftiger diskutiert und mit neuen Erwartungen aufgeladen. Heimat gehört zu ihnen. Kaum ein anderer Begriff hat in den vergangenen Jahren eine vergleichbare Konjunktur erlebt. Er begegnet in politischen Debatten ebenso wie in Romanen, Kunstausstellungen oder Fernsehdokumentationen, in Sonntagsreden ebenso wie in den sozialen Medien. Das überrascht, denn Heimat gilt gemeinhin als Inbegriff des Beständigen. Sie scheint gerade das zu verkörpern, was dem Wandel entzogen ist. Doch vielleicht verhält es sich genau umgekehrt. Vielleicht gewinnt Heimat ihre besondere Bedeutung gerade in Zeiten tiefgreifender Umbrüche.

Diese Beobachtung reicht weit über die Gegenwart hinaus. Immer dann, wenn vertraute Ordnungen ins Wanken geraten, wenn politische Systeme zerbrechen, Menschen ihre Wohnorte verlassen, neue Medien den Alltag verändern oder technische Innovationen gewohnte Lebensformen infrage stellen, verändert sich auch die Art, wie Zugehörigkeit erfahren wird. Umbrüche erschüttern nicht nur Institutionen. Sie greifen tiefer. Sie verändern die kulturellen Muster, mit denen Menschen ihr Leben deuten und sich selbst in der Welt verorten. Heimat ist eine dieser Deutungsfiguren.

Wer deshalb nach der Geschichte der Heimat fragt, sucht weniger nach einem festen Begriff als nach einer Geschichte ihrer Veränderungen. Menschen haben zu allen Zeiten Bindungen an Orte, Landschaften, Gemeinschaften oder religiöse Vorstellungen entwickelt. Doch was jeweils als Heimat galt, wie Zugehörigkeit hergestellt wurde und welche Erwartungen sich damit verbanden, wandelte sich immer wieder. Heimat besitzt keinen unveränderlichen Kern. Sie ist keine anthropologische Konstante und ebenso wenig ein historisches Relikt. Sie ist eine kulturelle Praxis, in der Gesellschaften ihre Vorstellungen von Zugehörigkeit immer wieder neu hervorbringen.

Vielleicht erklärt gerade dies die eigentümliche Produktivität des Heimatbegriffs. Heimat bezeichnet weniger einen Ort als eine Beziehung. Sie entsteht dort, wo Menschen Verbindungen knüpfen – zu Räumen und Erinnerungen, zu Sprache und Klang, zu Ritualen, Dingen und Geschichten. Heimat wird erzählt, erinnert, gefeiert, gebaut und gesungen. Sie ist kein Besitz, sondern eine Form kultureller Selbstverortung. Gerade deshalb verändert sie sich mit den Bedingungen, unter denen Menschen leben.

Von hier aus erscheint auch der Umbruch um 1800, der gemeinhin als Beginn der Moderne gilt, in einem neuen Licht. Er markiert selbstverständlich nicht den Beginn der Heimat, wohl aber den Beginn ihrer modernen Semantik. Revolutionen, Industrialisierung, neue Formen der Mobilität und beschleunigte Kommunikation verändern Europa innerhalb weniger Jahrzehnte tiefgreifend. Alte Bindungen verlieren ihre Selbstverständlichkeit, neue soziale Räume entstehen, Städte wachsen, traditionelle Lebensformen geraten unter Druck. Heimat wird nun zunehmend als etwas erfahren, das verloren gehen kann und deshalb erinnert, bewahrt oder neu geschaffen werden muss. Diese Entwicklung erscheint häufig als Beginn einer modernen Heimatgeschichte. Tatsächlich jedoch kannten schon antike, mittelalterliche und frühneuzeitliche Gesellschaften Krieg, Migration, konfessionelle Konflikte und tiefgreifende politische Veränderungen. Auch sie waren von Unsicherheit geprägt. Der entscheidende Unterschied liegt daher weniger in der Erfahrung des Wandels als in der Art, mit ihm umzugehen. Unterschiedliche Formen der Zugehörigkeit konnten lange Zeit nebeneinander bestehen. Ein Mensch war Bürger seiner Stadt, Untertan eines Landesherrn, Mitglied einer Kirchengemeinde, Teil einer Familie und zugleich auf eine transzendente Gemeinschaft ausgerichtet. Diese verschiedenen Bindungen schlossen einander nicht aus. Sie bildeten ein Geflecht unterschiedlicher Loyalitäten, das Mehrdeutigkeit nicht als Mangel, Ambiguität nicht als Problem, sondern als selbstverständlichen Bestandteil des Lebens erscheinen ließ.



Abb. 1: Wladimir Jegorowitsch Makowski: Chorsänger in der Kirche (1870)

Musik besitzt die eigentümliche Fähigkeit, unterschiedliche Vorstellungen von Heimat gleichzeitig hörbar zu machen. Während Begriffe meist nach Eindeutigkeit streben, können Lieder ältere Bedeutungen bewahren, neue aufnehmen und beide miteinander verbinden. Gerade deshalb lässt sich an ihnen besonders gut beobachten, wie sich Heimat im Laufe der Geschichte verändert und auf Umbrüche reagiert. Sie bewahrt ältere Vorstellungen von Heimat, verändert sie und eröffnet neue Möglichkeiten, Zugehörigkeit zu erfahren. Wer gemeinsam singt, formuliert keine Theorie der Heimat. Er erlebt sie. Dass Heimat dabei weniger im Ort als im gemeinsamen Vollzug entsteht, zeigt auch die Bildwelt des 19. Jahrhunderts (vgl. Abb. 1). Immer häufiger erscheinen singende Gemeinschaften selbst als Sinnbilder kultureller Zugehörigkeit. Heimat wird nicht mehr nur
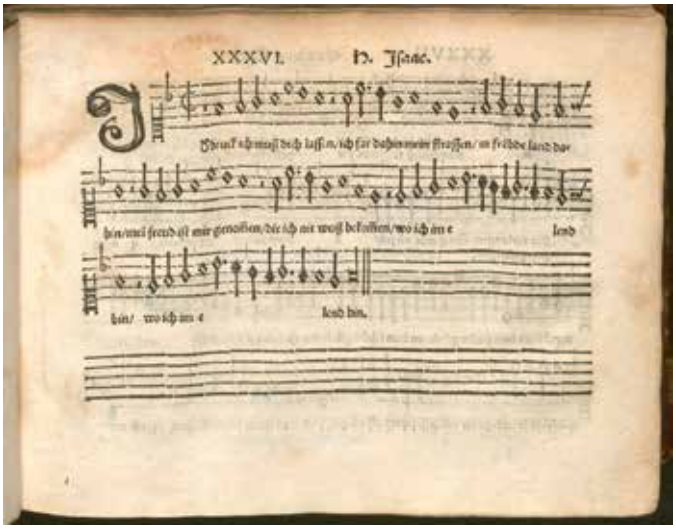


Abb. 2: Heinrich Isaac: „Innsbruck, ich muß dich lassen", Diskantstimme, aus: Georg Forster (Hrsg.): Ein außzug guter alter vñ newer Teutscher liedlein, einer rechten Teutschen art, auff allerley Instrumenten zubrauchen, außerlesen, Nürnberg 1539. Nr. XXXVI

dargestellt; sie wird im gemeinsamen Singen hervorgebracht. Gerade deshalb lässt sich an Liedern besonders gut beobachten, wie sich unterschiedliche Vorstellungen von Heimat im Laufe der Geschichte verschieben.

Ein frühes Beispiel scheint auf den ersten Blick denkbar einfach. Um 1495 komponiert Heinrich Isaac sein berühmtes Lied *Innsbruck, ich muss dich lassen* (vgl. Abb. 2). Der Text erzählt vom Abschied von einer Stadt oder einer Geliebten, das lyrische Subjekt ist auf dem Weg ins „Elend", in die Fremde, stellt aber die Heimkehr immerhin in Aussicht. So scheint auch die Melodie immer wieder aufzubrechen und zugleich zurückzukehren; sie verwandelt den Abschied in eine allgemein verständliche Erfahrung des Fortgehens und Wiederkommens. Gerade deshalb konnte das Lied über Jahrhunderte hinweg immer wieder neu angeeignet werden. Es wurde geistlich umgedichtet, in Choralbücher aufgenommen und in ganz unterschiedlichen historischen Zusammenhängen gesungen. Heimat erscheint hier weder als nationale Idee noch als sentimentale Erinnerung. Sie ist ein Ort, den man verlässt, ohne dass die Beziehung zu ihm verloren geht. Die Musik hält diese Beziehung und die Erinnerung lebendig. Sie bringt Zugehörigkeit nicht nur zum Ausdruck, sondern lässt sie sinnlich erfahren. Wer gemeinsam singt, teilt zunächst keine Definition von Heimat, sondern eine Erfahrung gemeinsamer Resonanz. Gerade deshalb können Lieder historische Veränderungen der Zugehörigkeit besonders sensibel hörbar machen.

Knapp zwei Jahrhunderte später – nach den Konfessionskriegen, die die zentraleuropäische Landkarte massiv veränderten – bietet Paul Gerhardts Kirchenlied *Ich bin ein Gast auf Erden* (1666/67) eine ganz andere Perspektive an. Schon der erste Vers widerspricht unserem heutigen Verständnis von Heimat:

„Ich bin ein Gast auf Erden
und hab hier keinen Stand;
der Himmel soll mir werden,
da ist mein Vaterland.
Hier reis ich bis zum Grabe;
dort in der ewgen Ruh
ist Gottes Gnadengabe,
die schleußt all Arbeit zu."

Der Mensch erscheint hier nicht als Bewohner eines vertrauten Ortes, sondern als Wanderer. Sein Leben gleicht einer Pilgerschaft. Überraschend ist jedoch, wohin diese Bewegung führt. Die Heimat, nach der sich der Sänger sehnt, liegt nicht hinter ihm. Sie ist keine Kindheitslandschaft, kein Dorf, keine Region und keine Nation. Sie liegt vor ihm und muss erst erreicht werden. „Ich wandre meine Straßen, die zu der Heimat führt", heißt es in der fünften Strophe. Und die siebte Strophe macht es dann ganz deutlich, wo die Heimat zu finden ist:

„Mein Heimat ist dort droben
da aller Engel Schar
den großen Herrscher loben,
der alles ganz und gar
in seinen Händen träget,
und für und für erhält,
auch alles hebt und leget,
wie es ihm wohlgefällt."

Heimat bezeichnet hier die himmlische Gemeinschaft, nicht den Ort des gegenwärtigen Lebens. Aus heutiger Perspektive wirkt diese Semantik beinahe fremd. Wer heute von Heimat spricht, denkt meist an Herkunft, Sprache, Familie oder Landschaft. Für Paul Gerhardt wäre eine solche Verengung kaum vorstellbar gewesen. Das irdische Leben bleibt Gastsein; die eigentliche Heimat ist Verheißung. Gerade deshalb kann sie durch keinen politischen Umbruch, keine Vertreibung und keinen Ortswechsel endgültig verloren gehen. Heimat besitzt eine transzendente Dimension, die sie den Schwankungen der Geschichte teilweise entzieht.

Darin zeigt sich eine Struktur vormoderner Zugehörigkeit, die heute leicht übersehen wird. Unterschiedliche Heimaten konnten gleichzeitig bestehen, ohne sich gegenseitig aufzuheben. Die Bindung an die eigene Stadt widersprach nicht der Hoffnung auf die himmlische Heimat; religiöse, soziale und räumliche Zugehörigkeiten überlagerten sich. Heimat war Teil eines vielschichtigen Beziehungsgefüges, nicht dessen ausschließlicher Mittelpunkt. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verschieben sich diese Gewichte. Nicht der Himmel verschwindet aus der europäischen Kultur. Wohl aber verändert sich um 1800 der Horizont der Zugehörigkeit. Heimat wird nun zunehmend auf die diesseitige Welt bezogen: auf Landschaften, Regionen, Sprache und nationale Herkunft. Aus der christlichen Verheißung wird eine kulturelle Erinnerung; aus einer offenen Mehrfachzugehörigkeit wächst die Suche nach eindeutiger Identität. Heimat erhält dadurch eine bis dahin unbekannte emotionale Intensität. Gerade weil sie nun als etwas Irdisches erscheint, kann sie auch verloren werden. Sie wird kostbar – und verletzlich.

Kaum ein Werk bringt diesen Umbruch eindringlicher zum Ausdruck als Robert Schumanns Vertonung von Joseph von Eichendorffs Gedicht *In der Fremde* (1840):

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier."

Schon der Beginn ist bezeichnend: Heimat liegt nun nicht mehr vor dem Menschen wie bei Paul Gerhardt. Sie liegt hinter ihm, aber anders als bei Heinrich Isaac. Sie erscheint nun als Erinnerung, die sich dem Zugriff entzieht. Das Lied erzählt nicht einfach von räumlicher Entfernung. Es verwandelt Heimat in eine Erfahrung der Zeit. Was verloren ist, lässt sich nicht mehr zurückholen; selbst die Natur scheint nur noch Echo einer vergangenen Welt zu sein. Ein Blick auf Schumanns Notentext (vgl. Abb. 3) zeigt, dass die Musik mehr tut, als Eichendorffs Verse zu begleiten. Beide Strophen bilden keinen regelmäßigen Liedsatz, sondern einen einzigen musikalischen Spannungsbogen. Die Erinnerung an die verlorene Heimat klingt noch nach, während sich bereits eine neue Heimat andeutet. Schumann komponiert den Heimatverlust deshalb nicht als endgültigen Abschied, sondern als einen offenen Übergang. Seine Musik hält beide Heimaten zugleich präsent – und macht gerade dadurch jene Ambivalenz hörbar, die das romantische Heimatverständnis bis heute prägt. Schumanns Lied steht damit exemplarisch für ein romantisches Heimatverständnis, das den Verlust nicht einfach beklagt, sondern ästhetisch gestaltet. Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat wird zu einem Leitmotiv des 19. Jahrhunderts – nicht nur in der Musik, sondern ebenso in der Literatur und der bildenden Kunst. Das Blatt „Die verlorene Heimat" (vgl. Abb. 4) zeigt, wie sehr sich diese Vorstellung schließlich auch in der populären Bildkultur verankerte.

Gerade hierin liegt der eigentliche Umbruch der Moderne. Heimat wird nun nicht deshalb bedeutsam, weil Menschen erstmals Heimat hätten, sondern weil sich die Bedingungen ihrer Zugehörigkeit grundlegend verändern. Beschleunigung, Mobilität und gesellschaftliche Differenzierung lösen vertraute Bindungen nicht einfach auf; sie machen sie erklärungsbedürftig. Heimat antwortet auf diese Erfahrung, indem sie Vertrautheit verspricht. Sie wird zum kulturellen Ort, an dem Identität verankert werden soll. Darin liegt ihre enorme Anziehungskraft – und zugleich ihre Ambivalenz.

Diese Ambivalenz prägt die Moderne bis heute. Einerseits eröffnet Heimat Orientierung in einer Welt, die immer komplexer erscheint. Andererseits birgt gerade das Bedürfnis nach Eindeutigkeit die Gefahr, andere Formen der Zugehörigkeit auszuschließen. Heimat kann verbinden, weil sie Gemeinschaft stiftet. Sie kann aber ebenso Grenzen ziehen, weil jede Gemeinschaft zugleich bestimmt, wer dazugehört und wer nicht. Die Geschichte des Heimatbegriffs ist deshalb nie nur eine Geschichte der Vertrautheit, sondern immer auch eine Geschichte ihrer politischen Deutungen.
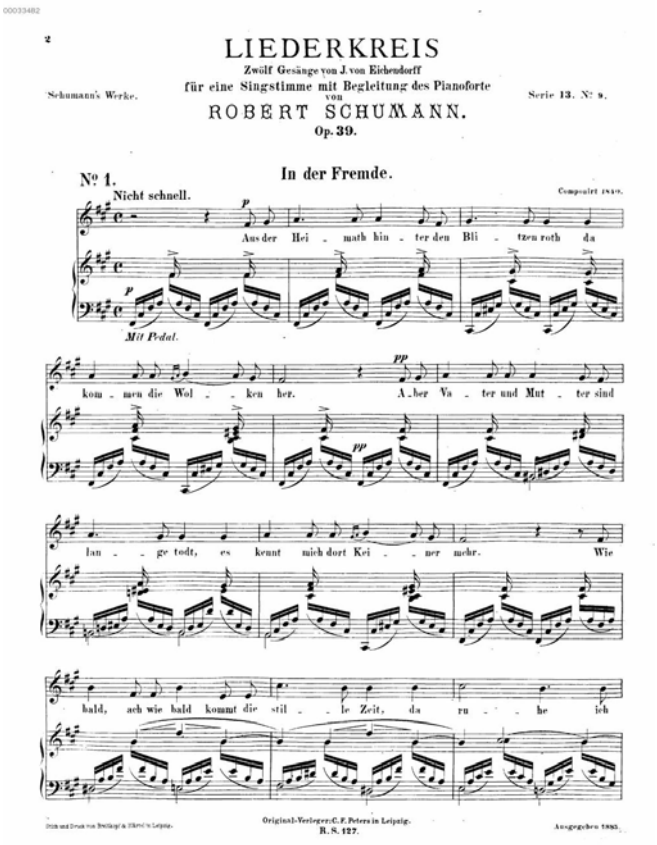

LIEDERKREIS
Zwölf Gesänge von J. von Eichendorff
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte
von
ROBERT SCHUMANN.
Op. 39.
Schumann's Werke. Serie 13. N: 9.
№ 1. In der Fremde.
Nicht schnell.
Componirt 1840.
Aus der Hei - math hin - ter den Bli - tzen roth da
Mit Pedal.
kom - men die Wol - - ken her. A - ber Va - ter und Mut - ter sind
lan - - ge todt, es kennt mich dort Kei - - ner mehr. Wie
bald, ach wie bald kommt die stil - - le Zeit, da ru - - he ich
Original-Verleger: C. F. Peters in Leipzig.
B. S. 127.
Ausgegeben 1853.

Abb. 3: Robert Schumann: „In der Fremde" (1840). Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Breitkopf & Härtel (erste Seite)

Gerade deshalb ist Musik ein besonders empfindlicher Seismograph historischer Umbrüche. Sie reagiert auf Veränderungen gesellschaftlicher Ordnung häufig früher als politische Programme oder philosophische Begriffe. Wo sich das Verständnis von Gemeinschaft wandelt, verändern sich auch die Lieder, die Menschen miteinander singen. Sie bewahren ältere Vorstellungen von Heimat, überschreiben sie mit neuen Bedeutungen oder eröffnen Möglichkeiten, unterschiedliche Zugehörigkeiten gleichzeitig zu denken. Musik ist damit nicht bloß Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen, sondern ein Medium, in dem sich neue Formen von Heimat erproben lassen.

Was bedeutet das für die Gegenwart? Wieder erleben wir eine Zeit tiefgreifender Transformationen. Digitalisierung und künstliche Intelligenz verändern Kommunikation und Arbeitswelt. Migration und globale Mobilität lassen vertraute Vorstellungen von Herkunft und Zusammenleben neu erscheinen. Der Klimawandel macht selbst Landschaften, die lange als unveränderlich galten, zu Orten der Unsicherheit. Hinzu kommen geopolitische Konflikte, die vielen Menschen vor Augen führen, wie verletzlich politische Ordnungen geworden sind. Wieder geraten die Formen gesellschaftlicher Zugehörigkeit in Bewegung. Es wäre jedoch ein Missverständnis, Heimat deshalb als Gegenbegriff zur Moderne zu verstehen. Gerade die Geschichte zeigt das Gegenteil. Heimat entsteht nicht dort, wo sich nichts verändert, sondern dort, wo Menschen lernen, mit Veränderungen zu leben. Sie ist keine Flucht aus der Geschichte, sondern eine Weise, Geschichte zu bewältigen. Deshalb besitzt jede Epoche ihre eigenen Heimaten.

Vielleicht sollten wir deshalb heute weniger fragen, wo Heimat liegt, als wie sie entsteht. Sie entsteht dort, wo Menschen Beziehungen knüpfen – zu Orten und Landschaften ebenso wie zu Sprachen, Erinnerungen, Ritualen und Klängen. Sie entsteht im Erzählen ebenso wie im gemeinsamen Singen. Heimat ist keine geographische Gegebenheit. Sie ist eine kulturelle Praxis der Zugehörigkeit. Gerade darin liegt ihre Zukunft. Denn die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts werden nicht dadurch kleiner, dass wir uns auf vermeintlich unveränderliche Vorstellungen von Heimat zurückziehen. Sie verlangen vielmehr neue Formen des Zusammenlebens, in denen unterschiedliche Erfahrungen, Herkünfte und Erinnerungen Platz finden. Heimat muss deshalb nicht gegen Wandel verteidigt werden. Sie entsteht im Wandel selbst.

Vielleicht ist das die wichtigste Einsicht, die uns die Musik vermittelt. Ein Lied bleibt nie einfach dasselbe. Es wird von jeder Generation neu gesungen, neu gehört und neu verstanden. Gerade deshalb kann es Menschen über Jahrhunderte hinweg verbinden. Heimat verhält sich ähnlich. Sie wird nicht vererbt wie ein Besitz. Sie muss immer wieder neu geschaffen werden – im Hören, im Erinnern, im gemeinsamen Leben. Nicht der Ort allein macht Heimat aus. Sondern die Fähigkeit, Zugehörigkeit immer wieder neu entstehen zu lassen, auch und gerade in Zeiten des Umbruchs.

Christiane Wiesenfeldt

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

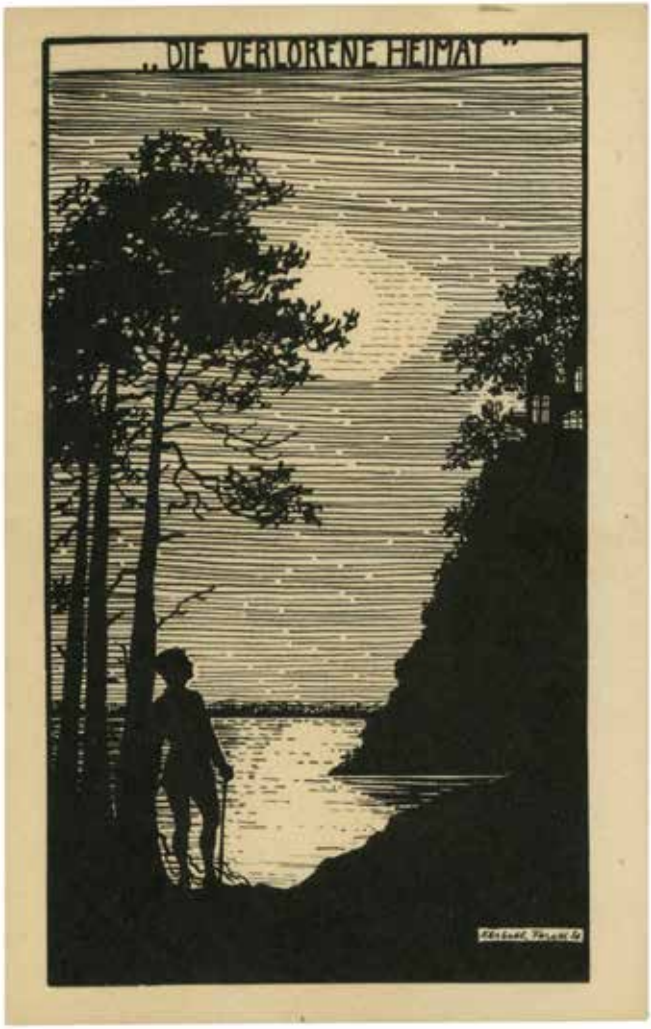


Abb. 4: „Die verlorene Heimat". Künstlerpostkarte, Elisabeth Forcks Schattenbilder: „Mondzauber"

Literatur:

Applegate, Celia: *A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat.* Berkeley/Los Angeles/Oxford 1990.

Blickle, Peter: *Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland.* Rochester, NY 2002.

Boccagni, Paolo / Bonfanti, Sara (Hg.): *Migration and Domestic Space. Ethnographies of Home in the Making.* Cham 2023.

Costadura, Edoardo / Ries, Klaus / Wiesenfeldt, Christiane (Hg.): *Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion.* Bielefeld 2019.

Eigler, Friederike / Kugele, Jens (Hg.): *"Heimat". At the Intersection of Memory and Space.* Berlin/Boston 2012.

Greverus, Ina-Maria: *Auf der Suche nach Heimat.* München 1979.

Schlink, Bernhard / Selg, Peter (Hg.): *Heimat. Ein Phantomschmerz.* Göttingen 2019.

Wiesenfeldt, Christiane: *Musik und Heimat.* Berlin/Kassel 2025.

Ohne Umbrüche!

Formenvielfalt mikrographischen Listenmaterials in hochmittelalterlichen hebräischen Bibelhandschriften

„Statt ausgehend von konkreten Listen die Parameter zur Beschreibung und Definition zu abstrahieren, wollen wir die Liste als Form denken, die mögliche Bedeutungskontexte eröffnet."
(Eva von Contzen, Die Affordanzen der Liste, 2017)

Abbildung 1 zeigt eine sogenannte „masoretische Liste" in einem Bibelmanuskript (MS London, BL, Or. 4445 [zwischen 920 und 950 u. Z.], fol. 87r). Der in der heutigen Forschung gebräuchliche Begriff der Masora bezieht sich auf alle meta-textuellen Elemente zum Konsonantentext der Hebräischen Bibel und fand seine erste vollumfängliche Ausprägung in den großen orientalischen Bibelcodices (frühester Repräsentant: Kairoer Prophetencodex; 895 u. Z.). Unsere Liste geht auf einzelne sogenannte *masora parva*-Einträge (Mp) zurück, glossenartige Notationen am Rand des hebräischen Bibeltextes, die die Schreiber vor Fehlern beim Abschreiben bewahren sollten. Die Mp verweist auf besondere Schreibweisen eines Wortes, ungewöhnliche Akzentzeichen usw. Solche Notationen wurden zu Listen zusammengestellt, die auch unter dem Namen *masora magna* (Mm) bekannt sind. Solche Listen enthalten stets die entsprechende biblische Wortform und einige Stichwörter aus dem Bibelvers (sogenannte *Simanim*), um ihn schnell auffinden zu können. Unsere Liste hier ist eine Liste von *Hapax legomena,* die mit dem hebräischen Buchstaben *Yod* beginnen, und ab dem *zweiten* Buchstaben des Wortes alphabetisch geordnet sind.



Abb. 1: OkhlaH, #68, 43r (public domain) mit Transkription Corpus Masoreticum

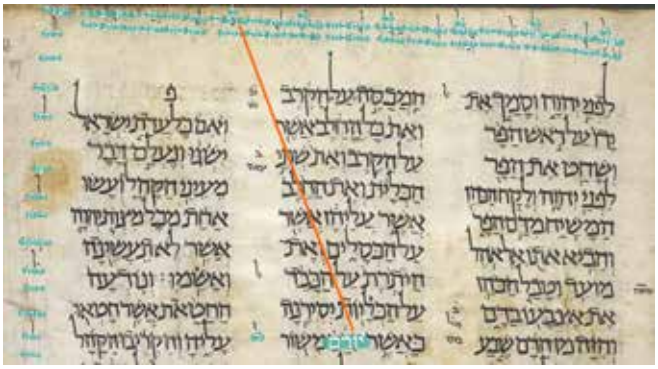


Abb. 2: BL.Or.4445, 87r (Detail; public domain; Transkriptionen Corpus Masoreticum)

Listen wie diese wurden im Mittelalter in eigenen Sammlungen zusammengestellt. Unsere Liste findet sich beispielsweise in dem mittelalterlichen Werk *Okhla we-Okhla,* das in unterschiedlichen Rezensionen vorliegt (OkhlaP: Ms. Paris BNF hébr. 148 und OkhlaH: Ms. Halle Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt Yb 4° 10), und in dem mehrere Hundert Listen solcher seltenen biblischen Wörter mit ein- oder mehrfachen Besonderheiten und Schreibweisen zusammengestellt sind (Abb. 2).

Wir können davon ausgehen, dass alle Schreiber und/oder Masoreten persönliche Listen dieser besonderen Wortformen führten und sie gelegentlich am Rand des Bibeltextes vermerkten. Im Laufe der Zeit wurden weitere Hinweise auf Wörter hinzugefügt, weshalb auch diese Liste mehrfach und unterschiedlich überliefert ist. So enthält OkhlaP, #67 unter der Überschrift unserer Liste 39 Listeneinträge, wohingegen OkhlaH, #68 (dieselbe Liste, aber unter anderer Nummerierung) hier nur 25 Einträge verzeichnet. Gemeinsam ist aber diesen „normalen" Listen, dass sie in *linearer Form* geschrieben sind und in vielen Fällen klare Listenanfänge und gut strukturierte Reihenfolgen *(Alef-Bet; Bibeltextchronologie)* aufweisen.

Dies ändert sich in den sogenannten aschkenasischen Bibelmanuskripten aus Frankreich und Deutschland (Ashkenas). Hier taucht unsere „Liste" in unterschiedlichen Layouts auf, bei denen nicht nur die Liste fast unkenntlich ist, sondern vor allem ihre lineare Listenform völlig aufgelöst wird: So findet sich die Liste in MS British Library or. 2091 [BL.Or.2091; 13.Jh], fol. 335v (Abb. 3a), wo man sie inmitten einer ganzseitigen *masora figurata*-Illustration am unteren Rand erst einmal suchen muss:



Abb. 3a: BL.Or.2091, 335v (Detail)

Die Manuskriptseite enthält den Schluss des Buches der *Sprüche* und den Beginn des *Hohenliedes*. Unsere Liste gehört zum Stichwort ישקני (Cant 1,2 *„Er küsse mich …“*) und beginnt im unteren Kompartiment. Insgesamt finden sich hier aber nur 19 Listeneinträge mit *simanim* (es fehlen die Verweise mit den Buchstaben *Quf, Resh* und *Taw*). Angesichts der hier vorliegenden *mise-en-texte* ist es allerdings schwierig zu behaupten, dass der Masoret die Liste zum Zweck des Lesens und der anschließenden philologischen Konsultation verfasst hat: Der Anfangspunkt des ersten Abschnitts ist gut versteckt, da die Liste (orange) mit einer zweiten Liste (Stichwort בשבתו OkhlaH, #54 / OkhlaP, #53; hellblau) so verflochten ist, dass es ohne die farbliche Unterscheidung unserer Transkriptionen unmöglich wäre, die einzelnen Listenelemente voneinander zu unterscheiden (Abb. 3b).

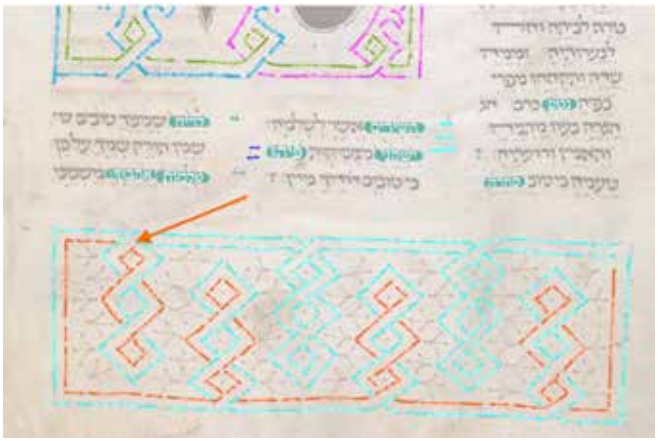


Abb. 3b: BL.Or.2091, 335v (Detail); Transkription Corpus Masoreticum

Ein ganz ähnliches Beispiel findet sich in MS Vatican, Biblioteca Apostolica, Urb. ebr. 1 [BAV.Urb.1; „Volterra-Bibel“; 1294], fol. 112r. Auf der Incipit-Seite des Buches Leviticus findet sich eine Liste mit 25 *simanim*, die sich auf das Lemma יורם („[so wie es] abgehoben wird“ aus Lev 4,10) beziehen (Mp ist auf fol. 114v verzeichnet). Der Anfang der Liste ist kaum auszumachen, geschweige denn mit einem schnellen Blick zu entziffern (Abb. 4a), denn sie beginnt im linken unteren Quadranten des mikrographischen Initialfeldes (Abb. 4b).



Abb. 4a: BAV.Urb.1, 112r (Detail)



Abb. 4b: BAV.Urb.1, 112r (Detail; Transkription CC-BY-SA 4.0)

In diesem Fall wurde die Liste verwendet, um einen reich verzierten Rahmen um das erste Wort des biblischen Buches zu erstellen. Das dekorative Programm der *masora figurata,* das eine Vielzahl von Tieren, Mischwesen, Chimären, menschlichen Figuren sowie geometrische Muster umfasst, ist charakteristisch für den geokulturellen Raum und die Entstehungszeit (1294; Aschkenas [Franken?]). Zwar ist es nach wie vor möglich, die Liste zu lesen, aber ein philologischer Gebrauch war sicher nicht intentiert. Viele der ashkenasischen Bibelmanuskripte präsentieren solche Listen „ohne Punkt und Komma“ und vor allem: ohne Umbrüche, und damit auch ohne klar ersichtliche Anfänge und Enden. Nicht nur sollten die linearen Abfolgen der Listen aufgelöst werden, sondern die hier gesammelten vielen verschiedenen Listen zu *einem Ensemble* werden.

Das theologische Problem Einzahl und Vielzahl spielte unter den sogenannten „Frommen Deutschlands“ (*Chaside Ashkenaz*) des 13. Jahrhunderts eine große Rolle. Ihre Schriften diskutieren vielfach den sogenannten *Sefer Yetsira* ([SY] „Buch der Schöpfung“), wo es beispielsweise heißt:

Zehn *sefirot blimah* [„Zahlen ohne Substanz“]: Ihr Ende ist in ihren Anfang, und ihr Anfang ist in ihr Ende gesteckt, so wie die Flamme an eine Kohle gebunden ist. Denn der Herr ist einzigartig, es gibt keinen Zweiten wie ihn – was kann man vor der Eins zählen? (SY I,7)

Der *Sefer Yetsira* sucht die Unendlichkeit der zehn Schöpfungs-Zahlen als Pendant zur Unendlichkeit des Ewigen mit Hilfe des Bildes einer „unendlichen Schlaufe“ einzufangen. Es scheint fast so, als hinge die in den Manuskripten zu beobachtende sukzessive Auflösung der Reihenfolge(n) der Listen und damit das bewusste Tilgen von Umbrüchen auch mit dem Thema der Relation von Endlichkeit und Unendlichkeit zusammen. Die *masora figurata*-Illustrationen fungieren hier auch als „Eintrittspforten“ in den Bereich des Heiligen (= des heiligen Textes).

Unsere Hapax-Liste ist in verschiedener Hinsicht sowohl endlich als auch unendlich:

1. Die Liste ist hinsichtlich ihres materiellen Umfangs und ihres Themas endlich: Unsere Manuskripte weisen zwar Unterschiede in der Länge der Listen auf und sind zweifellos nie vollständig, da sich aus dem Bibeltext eine beträchtliche Anzahl weiterer Stichwörter ableiten ließe, aber eine mit KI generierte Liste würde irgendwann einen Endpunkt erreichen. Die Anzahl der Wörter aus der hebräischen Bibel, die nur einmal vorkommen (einschließlich einer einzigartigen Vokalisierung) und mit dem Buchstaben *Yod*

beginnen, ist eben begrenzt. In unserer Datenbank finden sich 1.094 Verbformen als *Hapax legomena,* die mit dem Buchstaben Yod beginnen.

2. Gleichzeitig ist die Darstellung von Listen nicht zwangsläufig auf das herkömmliche Listen- oder Tabellenformat wie in *Okhla-we-Okhla* beschränkt. Listen bieten das Potenzial für eine nahezu unbegrenzte Zahl von Textgestaltungen, da ihr Inhalt nicht durch formale Beschränkungen eingegrenzt ist. Dies ermöglicht eine unendliche Anzahl von Erscheinungsformen und *mises-en-texte.*

Die angeführten Beispiele zeigen, dass sich die Betrachtung einer Liste nicht auf ihre einzelnen Elemente beschränken muss, sondern auch ihre Form als Ganzes berücksichtigen kann. In seinem Werk *Infinity of Lists* unterschied Umberto Eco zwischen „praktischen/pragmatischen" und „poetischen" Listen. Zur erstgenannten Kategorie, die er allgemein als Referenzsysteme definierte, zählte er Einkaufslisten, Bibliothekskataloge und Inventarlisten. Zur letzteren Kategorie zählte er Homers Schiffskatalog und die sogenannte *Litanei der Heiligen Jungfrau.* Dennoch ist die von ihm vorgebrachte Unterscheidung für unsere Beispiele nicht hinreichend: Die figurativ notierten Listen vereinen pragmatische und poetische Dimensionen. Die (Hapax-)Liste, die darin tatsächlich einzigartig wird, wurde durch die Hinzufügung eines unverwechselbaren Merkmals, ihrer Form, bereichert. Dies hatte allerdings praxeologische Konsequenzen, denn man konnte die Liste zwar noch lesen, nicht aber so ohne Weiteres abschreiben. Wie herausfordernd das Abschreiben wird, zeigt sich daran, wenn man, wie in unserem Projekt, mehr als 700 Jahre später in der Transkription den Versuch unternimmt, die Listen in BL.Or.2091 oder der Volterra Bibel wieder in ihre lineare Form zurückzubringen. Der Masoret, der solche Listen schrieb, erreichte damit ein Doppeltes: Nicht nur werden die Listen damit zu einzigartigen Text-Bild-Entitäten in der Handschrift; auch er selbst hat sich in einer unverwechselbaren Weise verewigt, was uns auch heute noch erlaubt, Masoreten zu identifizieren, die sich nicht explizit durch einen Namen oder ein Namen-Akrochstichon zu erkennen gegeben haben.

Die frühen linearen (Hapax-)Listen, wie sie in den orientalischen Handschriften zu finden sind, weisen auf Gedächtnisstützen hin, die darauf abzielten, ein möglichst umfassendes und effizientes Verständnis eines bestimmten Phänomens zu vermitteln. Für die Masoreten des 13. Jahrhunderts, die diese Listen zu mikrographischen und bildlichen Darstellungen zusammenstellten, dürften eher ästhetische und/oder theologische Gründe das vorrangige Anliegen gewesen sein. Und obwohl sie durchgehend masoretisches Material *sensu stricto* verwendeten, hatten doch alle ihre eigene Kriterien für die Auswahl (Umfang; Reihenfolge; Länge) und die Platzierung der Listen auf der Seite. Die Listen waren flexibel genug, um in der Auflösung der Listenform jedem Einzelnen die Erstellung *individueller Bibeln* mit ganz spezifischen inhaltlichen und theologischen Aussagen zu ermöglichen.

Hanna Liss

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Online-Transkriptionen

auf BIMA2 (bima2.corpusmasoreticum.de; CC-BY-SA 4.0)

a. Abb. 2: OkhlaH, #68, 43r: https://t1p.de/bkmv4

b. Abb. 3b: BL.Or.2091, 335v: https://t1p.de/1xtv1

c. Abb. 4b: BAV.Urb.1, 112r: https://t1p.de/hcisf

Literatur

Contzen, E. v (2017). Die Affordanzen der Liste. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik,* 47,3, 317–26.

Eco, U. (2012). *The Infinity of Lists. From Homer to Joyce*. Rizzoli.

Gruenwald, I. (1971). A Preliminary Critical Edition of „Sefer Yezira". *Israel Oriental Studies* Vol. 1, 132–177.

Liss, H., (2023). Masorah Re-Arranged: Eight Masoretic Lists in MS London Oriental 2091, fol. 335v. *Corpus Masoreticum Working Papers* 6, 36–120 (https://doi.org/10.48628/cmwp.2023.2.96815).

Liss, H. (2021). Negation oder Transformation? Illustrative Auflösung masoretischer Listen in einem mittelalterlichen hebräischen Manuskript. In: Dadaş, S. & Vogel, Ch. (Hrsg.). *(Nicht)Wissen – Dynamiken der Negation in vormodernen Kulturen,* 313–330. Wiesbaden: Harrassowitz.

Steimann, I. (2024). Multi Handed Bible Manuscripts: Masoretic Workshops in Medieval Ashkenaz?. *Corpus Masoreticum Working Papers* 8, 182–226 (https://doi.org/10.48628/cmwp.2024.3.105988).

Steimann, I. (2023). Manuscript Description: Vat. Urb. ebr. 1, *Corpus Masoreticum: The Inculturation of the Masora in Western European Jewish Learning Culture from the 11th to the 13th Centuries* (https://bima2.corpusmasoreticum.de/manuscript/Vat.Urb.ebr.1).

Das *Heilige Land* gewinnen – und verlieren

Umbruchmomente und Transformationsphasen der Kreuzzugszeit

DER ERSTE KREUZZUG: UMBRUCHMOMENT UND UMBRUCHPHASE

Am 15. Juli 1099 eroberte ein Heer christlicher Krieger die unter muslimischer Herrschaft stehende Stadt Jerusalem. Die Sieger richteten unter der Bevölkerung ein Blutbad an und verteidigten in den darauffolgenden Wochen das Eroberte erfolgreich gegen Entsatzheere aus Ägypten und Syrien. Die Einnahme Jerusalems stellte aus christlicher Sicht den Höhepunkt des sogenannten Ersten Kreuzzugs dar. In Briefen in die Heimat feierten die Krieger ihren Sieg, der Papst schickte von Rom aus jubelnde Glückwunschschreiben. Das Geschehen vom Sommer 1099 war zweifellos ein Umbruchmoment. Es ist weltweit so tief im kollektiven Bewusstsein verankert, dass noch 900 Jahre später der libysche Staatsführer Muammar al-Gaddafi (gest. 2011) die Staaten des Westens aufforderte, sich für die Gräuel der Kreuzzüge zu entschuldigen, und islamistische Gruppen noch heute ihre Gegner als „Kreuzzügler" diffamieren.

Die Eroberung Jerusalems hatte eine Vorgeschichte, die Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte zurückreichte und erst die Grundlagen für den Ersten Kreuzzug schuf. Die Pilgerfahrten etwa, auch die nach Jerusalem, nahmen im 11. Jahrhundert merklich zu; immer mehr Christen besannen sich auf das irdische Leben Christi und die Orte seines Wirkens; das Papsttum beanspruchte zunehmend eine Führungsrolle über die Christenheit; die Sorge um das eigene Seelenheil ließ neue Formen der Buße und Sünde entstehen, zu denen auch die Vorstellung einer verdienstvollen Gewaltanwendung zum Wohle des Christentums gehörte. Andere längerfristige Veränderungen betrafen weniger Lateineuropa als den gesamten Mittelmeerraum oder Vorderasien: Klimatische Veränderungen setzten die Herrschaften des Nahen Ostens unter Druck; dort wurden im Vorfeld des Ersten Kreuzzugs ältere politische Gebilde durch jüngere abgelöst; im mittleren und westlichen Mittelmeerraum – auf Sizilien und der Iberischen Halbinsel – eroberten christliche Armeen muslimische Territorien, weil diese eine Schwächephase durchliefen. Die Ereignisse



Abb. 1: Darstellung der Belagerung Jerusalems im Jahre 1099 in einer französischen Handschrift des 14. Jahrhunderts



Abb. 2: Die Schlacht von Hattin am 4. Juli 1187 mit dem Verlust des Wahren Kreuzes in einer Darstellung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts

von 1099 sind nicht allein aus christlicher Perspektive zu erklären und hatten einen längeren Vorlauf.

Aber trotz dieser großräumigen Verschiebungen in der islamischen und christlichen Mittelmeerwelt des ausgehenden 11. Jahrhunderts wurde der Erste Kreuzzug in Europa als ein veritabler Umbruch wahrgenommen. Woran lässt sich dies erkennen? Der Chronist Ekkehard von Aura beschreibt die unerhörte Sogwirkung, die von dem Kreuzzugsaufruf auf die Zeitgenossen ausging, und andere Texte behaupten, ungewöhnliche Naturereignisse hätten diese Zeitenwende angekündigt. Ähnlich argumentierten die Theologen: Gott selbst habe das Ende einer jahrhundertelangen Phase eingeläutet, während der er muslimische Erfolge zur Bestrafung der sündhaften Christen zugelassen habe. Die Eroberung Jerusalems wurde denn auch von lateinischen Christen als weltgeschichtlicher Umbruch konstruiert: Urkunden wurden nach dem Jahr datiert, „in dem Jerusalem wieder an die Christen fiel", und eine Reihe von sogenannten „Kreuzzugschroniken" erzählten in allen Einzelheiten von dem Ereignis; eine neue literarische Gattung war geboren.

Der entscheidende Umbruchmoment, die Eroberung vom 15. Juli 1091, wurde in der Folge sogar liturgisch in Erinnerung gerufen. Denn nun feierten die Christen Lateineuropas an jenem Tag alljährlich ein eigenes Kirchenfest, das der Befreiung (*liberatio*) Jerusalems. Der Erste Kreuzzug war also gerade deshalb einer der großen Umbrüche des Mittelalters, weil er mit Hilfe unterschiedlicher Medien als solches konstruiert wurde. In der islamischen Welt hingegen bildete er keinen vergleichbaren Einschnitt. Verschiedene muslimische Autoren vermerkten zwar den Fall Jerusalems, sie beschrieben ihn aber keineswegs als absolute Katastrophe oder gar als weltgeschichtliches Ereignis. Erst allmählich verstanden auch sie die Tragweite des Geschehens. Mit einigen Jahren der Verzögerung riefen vereinzelte Gelehrte zur Wiedereroberung auf und bezeichneten solche Kriege als eine für die Gläubigen verpflichtende Form des religiösen Strebens, des Dschihad. Doch zu einer Vereinigung aller Muslime, gar zu einer Überwindung der Trennung zwischen Sunniten und Schiiten, führten diese Aufrufe nicht.

Diese zeitliche Verzögerung legt nahe, zwischen Umbruchmomenten und Umbruchphasen zu unterscheiden. Für Lateineuropa war das Geschehen vom Sommer 1099 ohne Zweifel Ersteres, ein Umbruchmoment. Es löste wiederum eine Umbruchphase aus, die sich über ca. drei Jahrzehnte erstreckte und noch weiterreichende Veränderungen mit sich brachte, als es der Fall einer einzelnen Stadt sein konnte – so bedeutend diese auch für Juden, Christen und Muslime war und ist. Die wesentlichen Wandlungen der Zeit bis 1130 hingegen betrafen gleichermaßen weite Bereiche der Politik, Kultur und Wirtschaft.

Welche Neuerungen ragen hervor? In dieser Phase wurden mit den sogenannten „Kreuzfahrerstaaten" erstmals im Mittelalter von Europa aus lateinische Reiche jenseits des Mittelmeeres etabliert. Siedler aus allen Ländern zogen über das Meer und ließen sich in den eroberten Territorien nieder. Die römische Kirche baute dort eine eigene Struktur auf, es entstand mit den Ritterorden eine neue Form des Ordenswesens, die das Mittelalter stark prägen sollte. Große italienische Handelsstädte wie Venedig, Pisa oder Genua dominierten nun immer mehr den mediterranen Fernhandel und entwickelten sich auch zu politisch-militärischen Akteuren. Mit dem Ende dieser Umbruchphase, um das Jahr 1130, entstanden literarisch-poetische Verarbeitungen des Ersten Kreuzzugs (etwa mit der *Canso d'Antiocha*). Zu jener Zeit hatten sich die Kreuzfahrerstaaten im mehrheitlich muslimischen Machtgefüge der Region etabliert, wo sie nicht nur als Gegner, sondern auch als Kooperations- oder sogar als Bündnispartner agierten. Der Umbruch des Ersten Kreuzzugs war damit für die Region sowohl Krise als auch Chance. Während bis in die Gegenwart der kurzzeitige Umbruchmoment des 15. Juli 1099 im kulturellen Gedächtnis haften geblieben ist, kommt aus historischer Perspektive der längeren Umbruchphase von 1100 bis 1130 für die Geschichte des Mittelmeerraums weitaus entscheidendere Bedeutung zu.

RÜCKEROBERUNG UND VERLUST JERUSALEMS 1187

Das Königreich Jerusalem kam 1187 zu einem jähen Ende. Im Sommer jenes Jahres wurde das Reichsheer auf dem Schlachtfeld von Hattin vernichtend geschlagen, wenige Monate später öffnete das

belagerte Jerusalem der Armee des siegreichen Feldherren Ṣalāḥ ad-Dīn (Saladin) seine Tore. Welche Bedeutung kam dem Ereignis im Islam zu? Nicht nur für den kurdischen General, der zuvor die Herrschaft über Ägypten erlangt, das Land dem sunnitischen Islam zugeführt und auch Syrien unterworfen hatte, war die Rückeroberung ein absolut herausragendes Moment. Literaten an seinem Hof besangen den militärischen Erfolg und feierten ihren Herren als Helden des Islam. Saladin hatte sich rund 15 Jahre zuvor faktisch an die Macht geputscht. Die Wiedererlangung von al-Quds (Jerusalem), der drittheiligsten Stadt im Islam, war für ihn ein zentrales Legitimierungsinstrument. Auch in diesem Fall trug eine kulturelle Konstruktion aus dem Mittelalter Früchte, die bis in die Gegenwart reichen: Ṣalāḥ ad-Dīn wird noch heute in der islamischen Welt als der bedeutendste mittelalterliche Vorkämpfer des Islam gegen den „Westen" gefeiert, 1993 errichtete der syrische Machthaber Hafez al-Assad ihm zu Ehren eine monumentale Statue in Damaskus.

Wie wurden die Siege Saladins im Westen wahrgenommen? In Lateineuropa trafen im Sommer 1187 erste Nachrichten von der katastrophalen Niederlage von Hattin ein, die in Jerusalem belagerten Menschen schickten dringende, aber erfolglose Hilferufe an ihre Glaubensbrüder und -schwestern, der Papst verfasste einen fulminanten Kreuzzugsaufruf (*Audita Tremendi*). Weniger ein taggenaues Ereignis, also die Schlacht von Hattin, als vielmehr der Verlust des Heiligen Landes, der Stadt Davids und der berühmten Reliquie des Wahren Kreuzes waren für die Christen die wesentlichen Indikatoren eines als Katastrophe wahrgenommenen Umbruchs.

Als Reaktion auf das Unglück mobilisierten und vereinigten verschiedene europäische Könige ihre Kräfte zum sogenannten Dritten Kreuzzug. Das von 1189 bis 1191 durchgeführte militärische Unternehmen führte zur Rückeroberung der bedeutenden Hafenstadt Akkon und eines Landstreifens, der in Abgrenzung von dem 1187 untergegangenen Territorium als „Zweites Königreich Jerusalem" bezeichnet wird. Im kulturellen Gedächtnis Europas steht der Dritte Kreuzzug dem Ersten kaum nach, seine „mytho-motorische Schubkraft" (J. Assmann) übertrifft dessen vielleicht sogar noch. Denn nun wurden um berühmte Kreuzzugskönige langlebige Mythen geschaffen: vom tragischen Kaiser Friedrich I. Barbarossa, dessen dramatischer Tod in Kleinasien für die Vorstellung Anlass bot, der große Herrscher sei nicht gestorben, sondern lediglich entrückt worden; oder vom tapferen Krieger und begnadeten Feldherrn Richard I. Löwenherz, dem es als einzigem mittelalterlichen Herrscher vergönnt ist, mit einer Statue vor den Houses of Parliament geehrt zu werden – obwohl seine Regierungsjahre für sein Königreich verheerend waren. Erst in jener Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts wurde der Kreuzzug, der bislang als „Weg" (*iter*) oder Pilgerzug (*peregrinatio*) umschrieben worden war, mit einem eigenen Begriff – *cruciata* – belegt, und die Ereignisse des Dritten Kreuzzugs kündigen in der mittelhochdeutschen Literatur den Beginn der sogenannten Kreuzzugslyrik an. Sowohl im dār al-Islām als auch in Lateineuropa wurde damit der Kampf um Jerusalem zwischen 1187 und 1191 zu einem veritablen Umbruch – im Falle der islamischen Welt mit der Rückeroberung der Stadt am 2. Oktober 1187 zu einem Umbruchmoment, im Falle des christlichen Europas zu einem mehrjährigen Umbruchereignis. In beiden Fällen aber wirkte das Geschehen in starkem Maße legendenbildend, viel mehr noch als die letzte Umbruchphase der Kreuzzugszeit.

DIE VERNICHTUNG DER KREUZFAHRERHERRSCHAFTEN

Genau 100 Jahre nach ihrer Eroberung infolge des Dritten Kreuzzugs ging die Hafenstadt Akkon den Christen wieder verloren. Einmal mehr war auf muslimischer Seite die treibende Kraft eine neue, Ägypten beherrschende Regionalmacht: Die Mamluken, islamisierte Kriegersklaven, welche als Prätorianergarde und Elitetruppe geschaffen worden waren, sich aber 1250 an die Macht geputscht hatten, konnten sich 1260 gegen ihre größten Widersacher, die Mongolen, behaupten und als selbst ernannte Vorkämpfer des Islam in mehreren Kriegszügen immer größere Teile des zweiten Königreichs Jerusalem einnehmen. Diese jahrelange Rückeroberungspolitik fand ihren Kulminations- und Endpunkt in der Belagerung Akkons, die am 28. Mai 1291 fiel und deren Bevölkerung umgebracht oder versklavt wurde.

Für das regionale Machtgefüge im Nahen Osten war dieses Ereignis in der Tat ein bedeutender Umbruch. Die Mamluken festigten damit ihre Stellung als vorherrschende Macht im dār al-Islām und schufen dadurch Tatsachen, dass sie die Hafenanlagen der Levante (auch diejenige Akkons) unbrauchbar machten, um etwaige christ-



Abb. 3: Die israelische Hafenstadt Akko (Akkon), die letzte Bastion des Kreuzfahrerkönigreichs Jerusalem.

liche Rückeroberungsversuche zu erschweren. Aus der historischen Rückschau erwiesen sich die Ereignisse von 1291 als unumkehrbar, denn es sollte den Europäern bis ins 19. Jahrhundert nicht wieder gelingen, in der Region eine dauerhafte Herrschaft zu errichten. Dennoch wurden die Ereignisse im lateinischen Westen weniger stark wahrgenommen als die Eroberung und der Verlust Jerusalems 1099 bzw. 1187. Zum einen ging hier nicht die Heilige Stadt verloren, sondern lediglich die letzte christliche Bastion der Region. Zum anderen waren die Konsequenzen dieser Niederlage seinerzeit noch nicht vorhersehbar. Dass eine christliche Rückeroberung letztlich nicht gelingen sollte, war nicht nur eine Folge der mamlukischen Gegenmaßnahmen, sondern ebenso den Konkurrenzen zwischen den christlichen Mächten Lateineuropas geschuldet, deren Herrscher in jener Zeit vorwiegend mit sich und ihren internen Konflikten beschäftigt waren.

Mittelfristig erwies sich die Verschiebung im politischen Machtgefüge der Levante durchaus als folgenreich. Christliche Autoren entwickelten nun kreative Überlegungen, wie unter veränderten Bedingungen das mächtige Mamlukenreich bekriegt oder sogar geschlagen werden könnte. Diese Ideen reichten von einer – im Jahre 2026 seltsam aktuell anmutenden – Seeblockade des Zugangs zum Roten Meer über eine Koalition der Willigen, welche auch armenische und vielleicht sogar griechische Christen umfassen sollte, bis zu einer geheimen Missionsoffensive, welche muslimische Machtträger für das Christentum gewinnen und den Islam gewissermaßen von innen aushöhlen sollte. Folgenreicher als diese Rückeroberungspläne war indes die Einsicht, den Gegner vorerst militärisch nicht schlagen zu können, was zu Überlegungen führte, wie man sich am besten mit ihm arrangieren könnte. Wohl nicht zufällig erreichte der Mittelmeerhandel Lateineuropas im 14. Jahrhundert neue Höhen.

SCHLUSS

Die Umbruchmomente und Umbruchphasen der Kreuzzugszeit fungierten in der Tat als „Gelenke“: Sie vertieften einerseits Spannungen zwischen Christen und Muslimen, verbanden diese aber andererseits und schufen nicht zuletzt neue Bedingungen für Austauschprozesse, die trotz aller kriegerischen Konflikte niemals vollständig abrissen und immer wieder neue Formen annahmen. Die ungeheure Dynamik dieses Wechselverhältnisses prägt die Beziehung zwischen Europa, Nordafrika und dem Nahen Osten bis in unsere Tage.

Nikolas Jaspert

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse



Abb. 4: Der Felsendom in Jerusalem, den Sultan Saladin im Oktober 1187 in einem feierlichen Akt reinigen und dem islamischen Kult wieder zuführen ließ.

Perspektivwechsel:

Eine Neulektüre russischer Klassiker in Zeiten des Krieges

Sehr bald nach dem Beginn der russischen Vollinvasion in der Ukraine begann in der deutschsprachigen Presse eine Debatte über die Verantwortung der russischen Literatur und der russischen *Soft Skills* für diesen Krieg. Am 22. April 2022 veröffentlichte die *Grande Dame* der ukrainischen Literatur, Oksana Zabushko, einen Essay in der *Neuen Zürcher Zeitung,* in dem sie die These vertrat, dass die russische Literatur gleichermaßen westliche und russische Leserinnen und Leser verführt hat, was in der Folge zur Akzeptanz dieses Krieges führte. Eine Strategie der Verführung liege darin, durch die Lektüre Mitleid mit den grausamen Figuren in der russischen Literatur zu erzeugen: mit Dmitrij Nechljudov aus Tolstojs *Auferstehung*, der Katja Maslova vergewaltigt und zur Prostituierten macht; mit dem taubstummen Leibeigenen Garasim aus Turgenevs *Mumu*, der seinen Hund tötet, weil seine Herrin es ihm befiehlt. Zabushko kommt zu dem Schluss, dass „diese Grausamkeit eine geradezu universelle Metapher für die ganze russische Literatur [ist], die man noch immer für europäisch und humanistisch hält" (Zabushko 2023, 84). Verbrecher, so schreibt sie weiter, werden in der russischen Literatur nicht verurteilt, sondern man hat Mitleid mit ihnen (ebd.).



Abb. 1: Tränenbrunnen, erschaffen vom Hofkünstler Omer, 1764, Khanpalast von Bachtschyssaraj (Hansaray).

Westliche Slavisten reagierten schnell auf diese Vorwürfe und verteidigten die russischen Klassiker, die, so ihr Gegenargument, keine Schuld an Putins Krieg hätten (z. B. Herlth 2023). Dabei ist Zabushkos Argument, dass die russische Literatur einen Effekt auf die Wirklichkeit hat, nicht neu. Schon 1918 hat der Philosoph Nikolaj Berdjaev die literarischen Figuren Chlestakov (aus Gogol's *Revisor*), Verchovenskij (aus Dostoevskijs *Böse Geister*) und Smerdjakov (aus Dostoevskijs *Brüder Karamazov*) in seinem Essay *Geister der russischen Revolution* für diese Revolution verantwortlich gemacht (Berdjaev 1918). Auf Schritt und Tritt, so schreibt er, treffen wir auf ihre „unsterblichen Bilder" und sie „spielen keine kleine Rolle im revolutionären Russland, in dem sie auf dem Höhepunkt ihrer Macht sind" (ebd.). Die russische Literatur mit ihrer Tendenz zum „Lebenschaffen" (*žiznetvorčestvo*) und „Lebenbauen" (*žiznestroenie*) übersetzt, wie sich jahrhundertelang beobachten lässt, Kunst in Leben und Leben in Kunst und verwischt so die Grenzen zwischen Fakten und Fiktionen.[1]

Obwohl man natürlich nicht die ganze Verantwortung für die andauernde russische Aggression auf die Schultern der russischen Literatur legen kann, findet in der Slavistik gerade ein Umdenken, Umbruch, Umschauen statt, genauer: eine Re- und Neulektüre speziell der russischen Klassiker des imperialen 19. Jahrhunderts. Man hat begonnen, sowohl anders als auch anderes zu lesen.[2] Wie, so lautet die Frage, hat die 'große' russische Literatur des 19. Jahrhunderts die Weltsicht ihrer Leserinnen und Leser in Russland und in der ganzen Welt geprägt? Die amerikanische Historikerin Susan Smith-Peter zum Beispiel kritisiert die Russlandexpertinnen und -experten dafür, dass sie bis vor kurzem durch die Brille des russischen Staates auf die russische Geschichte geschaut haben, dadurch dem russischen Narrativ gefolgt sind und es reproduziert haben (Smith-Peter 2022). Die Slavistin Anne Lounsbery schlägt eine Reihe von Strategien vor, um die russozentrische Perspektive zu verschieben und „ethisch" mit Kulturgütern umzugehen (Lounsbery 2022, 58). Folgendes, so Lounsbery, müsse man in den Blick und ernst nehmen: die russischen „acts of domination", die Kontinuität zwischen Russlands imperialem Blick auf die Ukraine und dem heutigen Krieg, die hybride Gemachtheit der russischen Kultur, die von offizieller Seite verborgen und verneint wird. Außerdem solle man sich den „imperialen Peripherien" zuwenden (ebd.).

1 S. dazu Schahadat 2004.

2 Diese Relektüre erinnert an den Aufbruch der Gender Studies in den 1970er und 80er Jahren, als man begann, anderes und anders zu lesen, um den männlichen Kanon zu destabilisieren.

Dabei sind solch kritische Re-Lektüren, die die imperialen und kolonisierenden Züge der russischen Literatur bloßlegen, keineswegs neu; bereits seit den 1990er Jahren sind Arbeiten erschienen zur russischen Literatur im imperialen Kontext (Layton 1994), zum „Imperial Sublime" (Ram 2003), zur Literatur, die sich mit der Provinz und nicht mit dem Zentrum befasst (Lounsbery 2019), zur russischen Schauerliteratur und zum „imperial uncanny" (Sobol 2020), zur russisch-ukrainischen Hybridität in der „russischen" Literatur (Ilchuk 2021, Ilnytzkyj 2024) und zum Nationalismus in derselben (Maiorova 2015, Berest 2023, Kokobobo 2025).

Neben den wissenschaftlichen Neulektüren gibt es seit 2022 vermehrt autobiographische, meist kritische Auseinandersetzungen mit der eigenen Leidenschaft für die russische Literatur. Zwei davon möchte ich kurz vorstellen, die der deutschen Journalistin Christiane Hoffmann und die der amerikanischen Schriftstellerin Elif Batuman. Beide Autorinnen haben Slavistik studiert, beide haben sich von der russischen Literatur aufsaugen lassen, doch während Hoffmann den Blick vor allem auf politische Versäumnisse wirft, verschiebt Batuman ihre Lektüre der russischen Literatur und kommt zu neuen Interpretationen.

Christiane Hoffmann hat einen autofiktionalen Roman geschrieben, der autobiographische Elemente und geopolitische Hintergründe miteinander verknüpft: *Die Träume, die wir hatten. Meine Freundin, Russland, die Ukraine und ich,* erschienen 2026. Hierin verwebt Hoffmann den Selbstmord ihrer Freundin – deren Name nie genannt ist, die jedoch für Slavistinnen und Slavisten leicht zu entschlüsseln ist – mit der Geschichte Russlands und der Ukraine. Hoffmann und die „Freundin" haben in den 1980er Jahren in Hamburg Slavistik studiert, was zu der Zeit im Wesentlichen Russistik bedeutete. Dabei sind sie der russischen Literatur und einem sentimentalen Traum von Russland hoffnungslos verfallen:

„Wir waren damals zu viert, Anfang der 1990er Jahre, vier junge Frauen, Anja, Vika, meine Freundin und ich. Wir hatten zusammen studiert und gingen nun auf das Examen zu. Slawistik, Germanistik […]. Wir trafen uns in einer Küche oder einem WG-Zimmer, saßen am Tisch oder auf dem Boden, der mit Büchern und Papieren übersät war. Wir redeten und tranken: Tee, Wein, Bier, Wodka. Wir lebten in einer Welt, bevölkert von den Helden der Romane Dostojewskijs, der Erzählungen Tschechows […]. Wir lasen gemeinsam die Texte, die wir allein nicht verstanden, und diskutierten, was wir geschrieben hatten, teilten Gedanken, begeisterten uns, verwarfen Ideen." (Hoffmann 2026: 23)

Hoffmann lässt hier eine ideale, aber vergangene Welt auferstehen, in der die Literatur mehr zählte als die Wirklichkeit und die an die legendären „Moskauer Küchengespräche" im literaturzentrischen Russland erinnerte, denn auch in Moskau und Leningrad saßen die Künstlerinnen und Künstler sowie die Intellektuellen in den Küchen, tranken Tee und Vodka und redeten über Literatur. Die Freundin wurde Wissenschaftlerin und heiratete einen russischen Künstler, Christiane Hoffmann wurde Osteuropa-Korrespondentin, später ging sie in die Politik. Ihre Freundin nahm sich zwei Tage vor der russischen Vollinvasion am 22. Februar 2022 das Leben.

In *Die Träume, die wir hatten* verarbeitet Hoffmann die Beziehung zu ihrer Freundin, die sie nicht retten konnte, und jene des Westens zu Russland, die ebenfalls scheiterte. Dabei ist sie sehr selbstkritisch, beschreibt die 1990er Jahre als vertane Chance des Westens hinsichtlich Russlands und beklagt ihre eigenen Unterlassungen gegenüber der Freundin – die sie vergessen hatte, zu einer Buchvorstellung einzuladen, mit der sie nicht, wie versprochen, zu ihrem 50. Geburtstag nach Indien gefahren ist. Dennoch: An der russischen Literatur hält sie fest.

„Anna Achmatowa, Werke […] In Band 1 habe ich auf den Seiten 230-234 mit Bleistift Notizen an den Rand geschrieben […] aus jener Zeit, als wir gemeinsam ihre Gedichte lasen. Seit Deinem Tod trage ich Band 1 mit mir herum, seit Wochen. Abends lege ich ihn auf meinen Nachttisch, morgens nehme ich ihn mit ins Bad und in die Küche." (Hoffmann 2026: 14)

Und: „Liebe Freundin, mehr als ein Monat ist seit Deinem Tod vergangen. Mehr als einen Monat habe ich geschwiegen, habe nur in den Gedichten von Anna Achmatowa gelebt. Die Gedichte sind die Verbindung zwischen uns" (37).

Hoffmanns Leidenschaft für die russische Literatur ist ungebrochen, wobei Achmatova weniger imperial ist als Puškin. Aber dennoch umgibt auch sie sich mit der Aura der ‚großen' russischen Literatur, als deren Dichterin-Seherin sie sich inszeniert. (S. z. B. Gölz, o. J.)

Anders Elif Batuman, die 2023 eine Neubewertung der russischen Literatur vornimmt. Batuman ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und Autorin zweier Bücher mit den Dostoevskijschen Titeln *The Possessed* (2010) und *The Idiot* (2017). Während in beide Bücher autofiktionale Marker eingehen, ist *The Idiot* ein Roman, *The Possessed* autobiographisch. Batuman beschreibt sich darin als obsessive Leserin, die – nicht nur – von der russischen Literatur aufgesogen wurde: „Tatyana and Onegin, Anna and Vronsky, Ivan and Vera: at every step, the riddle of human behavior and the nature of love appeared to be bound up with Russian." (Batuman 2010: 12) Der Titel des Buchs bezieht sich nicht nur auf Dostoevskijs Roman *Besy* (übersetzt ins Deutsche als *Die Dämonen* bzw. als *Böse Geister*), sondern auch auf Batuman selbst, die besessen ist von der russischen Literatur.

Im Januar 2023 erscheint im *New Yorker* ein Essay von Batuman mit dem Titel *Novels of Empire. Rereading Russian classics in the shadow of the Ukraine war.* Geschrieben hat sie den Essay in Tbilisi, wo sie einen Vortrag über russische Literatur halten sollte. Die Reise nach Tbilisi ist zugleich ein Neujustieren ihres Zugangs zur Literatur, speziell zur russischen. In dem Essay geht sie zunächst zurück ins Jahr 2019, als sie auf dem Weg zu einer Lesereise nach Russland in der Ukraine Stopp macht:

„It was explained to me that nobody in Ukraine wanted to think about Dostoyevsky at the moment, because his novels contained the same expansionist rhetoric as was used in propaganda justifying Russian military aggression. My immediate reaction to this idea was to bracket it off as an understandable by-product of war – as not 'objective'." (Batuman 2023)

Während ihres Aufenthalts in Tbilisi drei Jahre später lernt Batuman, dass es keine objektive Lektüre gibt: „Literature […] looks different depending on where you read it", speziell, wenn man sie aus der Perspektive einer ehemaligen imperialen Peripherie liest (ebd.). Sie

kommt zu dem Schluss: „Contrapuntal, or stereoscopic, reading felt like an exciting approach to the Russian canon" (ebd.).

Die Journalistin Hoffmann ist weiterhin der Verführung der ‚großen' russischen Literatur erlegen. So erinnert sie sich an eine Reise auf die Krym im Jahr 1991, wo sie mit einer Freundin „den berühmten marmornen Tränenbrunnen" besucht, „den ein Khan aus Trauer über den Tod einer europäischen Konkubine errichten ließ, besungen von Puschkin in seinem bekannten Poem" (Hoffmann 2026: 107). Dass Puškins Poem *Die Fontäne von Bachčisaraj* (1824) ein Lehrstück imperialen und erotischen Größenwahns ist, erwähnt Hoffmann nicht: ein Khan, der unsterblich in eine Polin verliebt ist, die neu in seinem Harem ist, eine eifersüchtige Georgierin, ebenfalls im Harem und verliebt in den Khan, und die vom Khan begehrte Polin Maria, die auf geheimnisvolle Weise stirbt. Imperiale und erotische Eroberungen sind hier eng geführt; die Slavistin Katya Hokanson spricht von „Pushkin's Captive Crimea" (Hokanson 1998). Der Raum und die Frau überlagern sich in der Krym, der georgischen *Femme fatale* und der polnischen *Femme fragile.*

Die Literaturwissenschaftlerin und Autorin Batuman führt, in Tbilisi, das Gender-Thema und die „awareness of empire" (Said 1993, 89) eng und damit die Illusion von der objektiven Lektüre ad absurdum: „If the books I loved so objectively were actually vehicles of patriarchal ideology why wouldn't the ideology of expansionism be in there, too? Was that something I could see better from Tbilisi?" (Batuman 2023)[3] Literatur, in der sie 2010 noch das „Geheimnis menschlichen Verhaltens und des Wesens der Liebe" zu entdecken glaubte, liest sie 2023 als Narrativ der Unterwerfung des Fremden und der Frau: Tat'jana aus Puškins *Evgenij Onegin* heiratet einen alten General, einen Kriegshelden, und entsagt ihrer Liebe für Onegin. Damit unterwirft sie sich dem russischen Imperium ebenso wie die namenlose Tscherkessin aus dem *Gefangenen im Kaukasus,* die den russischen Gefangenen befreit und dafür einen Liebestod stirbt. Tolstojs Anna Karenina dahingegen steigt aus diesem Imperium aus, indem sie ihren Mann, einen offiziellen Vertreter des Staates, verlässt; dafür wird sie von dem Autor mit dem Tod bestraft. Batumans originellste Neulektüre jedoch bildet ihre Interpretation von Gogol's *Nase*: Die Nase des Majors Kovalev befreit sich von seinem Gesicht und macht sich als eigenständige Person auf den Weg Richtung Westen, wird aber gerade noch rechtzeitig eingefangen. Selbstredend steht die Nase hier für Gogol's ukrainische Heimat, Kovalev hingegen für das russische Imperium, das keine Abtrünnigen zulässt (ebd.).

Beide, Batuman und Lehmann, rekapitulieren ihre Leidenschaft für Russland, Batuman mit Fokus auf die Literatur, Lehmann mit Blick auf die Politik des ‚Westens'. Beide rühren sie damit an dem Selbstverständnis westlicher Slavistinnen und Slavisten, die im Moment damit befasst sind, die ideologischen Mechanismen der russischen *Soft Power* sichtbar zu machen.[4]

Schamma Schahadat

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Literatur:

Batuman, Elif (2010). *The Possessed. Adventures with Russian Books and the People Who Read Them.* London.

--- (2023). Novels of Empire. Rereading Russian Classics in the Shadow of the Ukraine War. In: New Yorker. 1/30/2023, Vol. 98 Issue 47, S. 42–51.

Berdjaev, Nikolaj (1918). *Duchi russkoj revoljucii.* https://www.lib.ru/HRISTIAN/BERDQEW/duhi.txt_with-big-pictures.html#1 (Zugriff 14.09.2026)

Berest, Julia (2023). F.M. Dostoevsky's Nationalism: History, Historiography, and Politics. An Old Controversy in a Post-2022 Context. In: *Russian history* 50 (2023), pp. 185–218.

Fischer, Sabine (2023). *Die chauvinistische Bedrohung. Russlands Kriege und Europas Antworten.* Berlin.

Gölz, Christiane (o.J.). *Anna Achmatova.* https://www.dekoder.org/de/gnose/anna-achmatowa/ (Zugriff 14.9.2026)

Herlth, Jens (2023). Was kann denn Tolstoj dafür? In: Aleksandra Konarzewska / Schamma Schahadat / Nina Weller (Hgg.): *„Alles ist teurer als ukrainisches Leben". Texte über Westsplaining und den Krieg.* Berlin, S. 92–96. (Erstveröffentlichung: 08.05.2022, *Neue Zürcher Zeitung*)

Hoffmann, Christiane (2026). *Die Träume, die wir hatten. Meine Freundin, Russland, die Ukraine und ich.* München.

Hokanson, Katya (1998). Pushkin's Captive Crima: Imperialism in *The Fountain of Bakhchisarai.* In: Monika Greenleaf / Stephen Moeller-Sally (eds.): *Russian Subjects. Empire, Nation, and the Culture of the Golden Age.* Evanston, Ill., S. 123–148.

Ilchuk, Yuliya (2021). *Nikolai Gogol. Performing Hybrid Identity.* Toronto.

Ilnytzkyj, Oleh S. (2024). *Nikolai Gogol. Ukrainian Writer in the Empire.* Berlin / Boston.

Kokobobo, Ani: "Why does Russia Need Hadji Murat's Head?" – Hadji Murat, Dagestani Identity, and Russia's Colonial Exploits. In: dies.: *Leo Tolstoi. The Power of Dissent.* Boston 2025, S. 208–224.

Layton, Susan (1994). *Russian Literature and Empire. Conquest of the Caucasus from Pushkin to Tolstoy.* Cambridge.

Lounsbery, Anne (2019). *Life is Elsewhere. Symbolic Geography in the Russian Provinces, 1800–1917.* Ithaca / London.

--- (2022): Introduction to the Forum: How Will Our Scholarship On Nineteenth-Century Russian Culture Change In Response To Russia's War On Ukraine? In: *Ab Imperio,* 2/2022, pp. 58–62. *DOI: https://doi.org/10.1353/imp.2022.0031*

Maiorova, Olga (2015): Empire. In: Deborah Martinsen / Olga Maiorova (eds.): *Dostoevsky in Context.* Cambridge, pp. 86–97.

Nicolosi, Riccardo (2025). *Putins Kriegsrhetorik.* Konstanz.

Ram, Harsha (2003). *The Imperial Sublime: A Russian Poetics of Empire.* Madison.

Said, Edward (1996). *Culture and Imperialism.* New York.

Sasse, Sylvia (2003). *Verkehrungen ins Gegenteil. Über Subversion als Machttechnik.* Berlin.

Schahadat, Schamma (2004): *Das Leben zur Kunst machen. Lebenskunst in Russland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert.* München.

Sobol, Valeria (2020): *Haunted Empire. Gothic and the Russian Imperial Uncanny.* Ithaca.

Smith-Peter, Susan (2022). „What do Scholars of Russia owe Ukraine?", Jordan Center, 1. April 2022, https://jordanrussiacenter.org/blog/what-do-scholars-of-russia-owe-ukraine-today (Zugriff 14.09.2026)

Zabushko, Oksana (2023). Lektionen aus einem großen Bluff. Übers. v. Alexander Kratochvil. In: Aleksandra Konarzewska / Schamma Schahadat / Nina Weller (Hgg.): *„Alles ist teurer als ukrainisches Leben". Texte über Westsplaining und den Krieg.* Berlin, S. 80–87. (Deutschsprachige Erstveröffentlichung: *Neue Zürcher Zeitung,* 28.04.2022)

3 Ähnlich beobachtet im Übrigen die Osteuropa-Expertin Sabine Fischer in ihrem Buch *Die chauvinistische Bedrohung. Russlands Kriege und Europas Antworten* (2023) ein Zusammenspiel von Nationalismus, Sexismus und Autokratie im gegenwärtigen Russland.

4 Siehe hierzu auch die rhetorischen Analysen von Sylvia Sasse (2023) und Riccardo Nicolosi (2025).

Politik und Drama im klassischen Athen

Umbrüche und Krisen im Spiegel von Tragödie und Komödie

Organisiert von dem höchsten Repräsentanten der attischen Demokratie des 5. Jahrhunderts v. Chr., dem *Archon epónymos,* finanziert durch wohlhabende Bürger und eingebettet in eine mehrtägige religiöse Feier zu Ehren des Gottes Dionysos, die alljährlich im Frühling stattfand, war das attische Theater eine religiöse und politische Institution. Der Dionysoskult bildete nicht nur durch die am ersten Tag stattfindende Prozession und die zu Ehren des Gottes gesungenen Hymnen, die Dithyramben, sondern auch durch den Ort, an dem das Fest stattfand, den heiligen Bezirk des Dionysos am Südhang der Akropolis, den religiösen Rahmen, der dadurch noch verstärkt wurde, dass Dramen und Chorlieder gleichsam als geistige Opfer dem Gott nur einmal dargebracht, also nur einmal aufgeführt werden durften. Politisch war das Fest durch die Organisation und die Beteiligung der Bürger Athens nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Sänger in den verschiedenen Chören. Die chorischen und dramatischen Aufführungen verdienen diese Charakterisierung, wenn man ‚politisch' im ursprünglichen Sinne des griechischen Wortes *politikós* versteht, „das, was die Polis, die Stadt Athen, und ihre Bürger angeht". In unterschiedlicher Weise reagieren Dithyramben und Dramen, Tragödien und Komödien, auf die nicht wenigen Krisen und Umbrüche des 5. Jahrhunderts, die die Stadt Athen und ihre Bürger erschütterten.

Zwar haben wir durch die Ungunst der Überlieferung von den Dithyramben nur wenige erhaltene Texte. Die Hymnen zu Ehren des Gottes scheinen jedoch nicht nur kultischen Gehalt aufgewiesen, sondern auch die demokratische Stadt Athen und ihre Leistungen von der mythischen Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein, insbesondere in den Perserkriegen, gepriesen zu haben. Griechenland sei vor der persischen Invasion 490 und 480, bei Marathon und Salamis, von dem „glänzenden und veilchenbekränzten und viel besungenen berühmten Athen, Griechenlands Bollwerk, der göttlichen Festung" und den „Söhnen der Athener, die die glänzende Grundlage der Freiheit" schufen, gerettet worden, so der Beginn eines für Athen verfassten Dithyrambos Pindars.

Das Griechenland erschütternde Erlebnis der Perserkriege wurde in den 70er Jahren des 5. Jahrhunderts in der Tragödie aufgearbeitet. Phrynichos, ein älterer Rivale des Aischylos, brachte die katastrophale Niederlage der persischen Flotte bei Salamis (480) im Jahr 476 in den *Phönizierinnen* – erhalten sind nur vier Fragmente – auf die Bühne, und zwar aus der Sicht der Unterlegenen und unmittelbar Betroffenen, der phönizischen Frauen, die voller Sorge auf die Rückkehr ihrer Männer warten, die als Seeleute in der persischen Flotte dienten. Dieselbe dramatische Technik verfolgt Aischylos in seinen die Seeschlacht bei Salamis behandelnden *Persern* (472 v. Chr.), die er am persischen Königshof ansiedelt. Das bange Warten des Chores und der Königsmutter Atossa wird durch einen Botenbericht schlagartig beendet, in dem die Vernichtung der persischen Flotte ausführlich geschildert wird. Im Mittelpunkt des Stücks steht die Epiphanie des Großkönigs Dareios, der, aus der Unterwelt herausgerufen, eine Deutung der Niederlage gibt (Verse 739-752): Zwar habe auch er Kunde von einem den Persern künftig drohenden Unheil erhalten. Dass dieses so unerwartet eingetreten sei, sei nicht Schuld eines bösen Dämons, sondern allein seines Sohnes Xerxes, der durch seinen Tatendrang und fehlgeleiteten Ehrgeiz, auf den Rat falscher Freunde hörend, die den Persern von den Göttern gesetzten Grenzen, nur zu Lande Macht auszuüben, missachtet und durch diese Grenzüberschreitung den Untergang beschleunigt habe. Denn – so das theologische Resümee des Königs – „wenn ein Mensch zu viel Ehrgeiz an den Tag legt, dann packt auch der Gott mit an" und stößt ihn ins Verderben (Vers 742). Indem Aischylos wie vor ihm Phrynichos Zeitgeschichte in der mythologischen Gattung Tragödie in dramatischer Form behandelt, macht er Geschichte zu einem Bestandteil der mythischen Erinnerung. Er stellt die unmittelbar erlebte Geschichte auf eine Stufe mit dem mythischen Allgemeingut der Griechen und unterzieht sie einer theologischen Deutung: Der Mensch ist für sein Handeln selbst verantwortlich und lädt damit Schuld auf sich. „Wer handelt, muss leiden. Das ist göttliches Gesetz", heißt es gnomisch im *Agamemnon* (Vers 1564). Die Warnung an die siegreichen Athener ist nicht zu überhören. In Verblendung (*átē*) begangene Grenzüberschreitungen (*hýbris*) ziehen göttliche Vergeltung nach sich.

Im Jahr 462 v. Chr. wurde in Athen auf Betreiben des Politikers Ephialtes die radikale Demokratie eingeführt. Der Einfluss des Adelsrats, des Areopags, wurde zurückgedrängt, und fortan war es „jedem, der wollte" – so die offizielle Formulierung – möglich, in der Volksversammlung Anträge einzubringen, über die in Rede und Gegenrede diskutiert und danach abgestimmt werden musste. Diesen



Abb. 1: Parthenon, Tempel für Athena, Akropolis in Athen, 5. Jahrh. v. Chr., Foto: Bernhard Zimmermann

politischen Umbruch reflektiert Aischylos in den *Eumeniden*, dem abschließenden Stück der 458 aufgeführten *Orestie*, in dem der durch den Muttermord befleckte Orest sich auf Geheiß Apollons von Delphi nach Athen begibt, wo er in einem regelrechten Gerichtsverfahren von dem eigens zu diesem Zweck von der Stadtgöttin Athena eingesetzten Areopag freigesprochen wird. Damit reagiert Aischylos auf die Entmachtung des Areopags durch Ephialtes, der ihm nur noch die Aufgabe zubilligte, die ihm in der aischyleischen Tragödie durch Athena verliehen wird: die Blutgerichtsbarkeit. Aischylos bekräftigt somit in seinem Stück die demokratische Reform und macht sie unangreifbar und unumstößlich, indem er sie in der Form der Aitiologie auf die Stadtgöttin zurückführt. Gleichzeitig bedeutet die Einsetzung des Areopags in der einzigen Funktion der Blutgerichtsbarkeit, die ihm geblieben war, eine besondere Ehrung des Gremiums, kann es sich doch direkt auf Athenas Willen berufen. In der nach der Reform des Ephialtes angespannten Lage, in der womöglich Bürgerkrieg (stásis) drohte, betont die Stadtgöttin die Notwendigkeit, die Gesetze zu respektieren (Verse 696-698). Und der Chor der die im Prozess gegen Orest unterlegenen Rachegöttinnen wandelt sich zu „Wohlmeinenden" (Eumeniden). Mit Nachdruck ermahnen sie, Bürgerkrieg von der Stadt fernzuhalten (Verse 976-987):

> Nie soll, das erflehe ich, Bürgerkrieg,
> der durch kein Leid zu sättigen ist,
> in dieser Stadt dumpf ertönen,
> und nie soll der Staub das dunkle Blut der Bürger trinken
> und verblendetes, gegenseitiges Morden
> im Rausch der Rache
> unter den Bürgern toben.
> Vielmehr möge man Freuden
> in einträchtiger, freundschaftlicher Gesinnung austauschen
> und in einem Sinne hassen.
> Denn das, solch ein Verhalten,
> ist Heilmittel gegen vielerlei bei den Menschen.

Die 415 auf Betreiben das Alkibiades unternommene ‚Sizilische Expedition', die zum Ziel hatte, Syrakus zu erobern, scheiterte katastrophal. Die athenische Flotte war vernichtet, die Feldherren ums Leben gekommen, die überlebenden Soldaten schmachteten in den Steinbrüchen von Syrakus. Da man die Niederlage der demokratischen Entscheidungsfindung anlastete, führte man ein aus zehn Personen bestehendes Gremium von ‚Vorberatern' (Probulen) als eine Kontrollkommission ein, die alle Anträge an die Volksversammlung im Voraus prüfen sollte. Diese Einschränkung der radikalen Demokratie führte im Jahr 411 zu einem oligarchischen Putsch. Vorangegangen war Terror, ausgelöst von politischen ‚Interessenverbänden' (Hetairien). Zwar war das Recht der freien Rede nicht eingeschränkt. Aber niemand getraute sich mehr, öffentlich seine Meinung zu äußern, da man nicht wusste, ob der Gesprächspartner einer Hetairie angehörte. Der Historiker Thukydides (VIII 66) schildert eindrucksvoll, wie diese innenpolitische Krise zu einer völligen Zerstörung des demokratischen Zusammenlebens führte. Das oligarchische Intermezzo dauerte allerdings nur vier Monate. 410 wurde die radikal-demokratische Regierungsform wiederhergestellt. Die kurzfristige Machtübernahme durch Demokratiefeinde hatte jedoch deutlich die politische Unsicherheit und Gefährdung der Demokratie vor Augen geführt.

Die politische Krise hinterlässt im *Orestes* des Euripides (408 v. Chr.) ihre Spuren. Inhaltlich schließt die Tragödie unmittelbar an die Handlung der *Elektra* an. Orestes, sein Freund Pylades und seine Schwester Elektra bilden, um der drohenden Verurteilung wegen der Ermordung der Klytaimestra und des Aigisth zu entgehen, wie es in der Zeit der Aufführung des Stückes in der erbitterten Auseinandersetzung üblich war, einen Geheimbund und nennen ihr Dreierbündnis mit der in dieser Zeit üblichen Bezeichnung ‚Hetairie' (Verse 804, 1072, 1079). Um ihre Pläne durchzusetzen, schrecken sie vor nichts zurück. Edle Worte im Munde führend, bedrohen sie Helena, Menelaos´ Frau, und ihre Cousine Hermione mit dem Tode. Obwohl Menelaos, ein skrupelloser Machtpolitiker, nachzugeben bereit ist, wollen die drei Verbündeten den Palast in Brand stecken. In der Eskalation der Gewalt verlieren sie das eigentliche Ziel, ihr Leben zu retten, aus den Augen. Gewalt und Hass verselbständigen sich, sie entgleiten dem planenden Zugriff menschlicher Vernunft, wie dies Thukydides in seiner ‚Pathologie' (III 82), der Beschreibung der Folgen des Parteienzwists auf der Insel Kerkyra (Korfu), analysiert: Die Gier nach Macht und Geld, angestachelt von einem grenzenlosen Ehrgeiz und verbunden mit einer ständig zunehmenden Rücksichtslosigkeit und Brutalität, führen zur Vergiftung der zwischenmenschlichen Beziehungen und schließlich zur völligen Auflösung der traditionellen Werte und Normen. In der Tragödie des Euripides würde wie in der Realität das Handeln der Menschen im Chaos enden. Alle würden in einem Flammenmeer den Tod finden, wenn nicht im letzten Augenblick der Gott Apollon erschiene, um durch sein Machtwort alles zu bereinigen. Doch gerade durch dies von der Literaturkritik seit Aristoteles getadelte, sich nicht aus der Handlungsentwicklung ergebende Epiphanie eines Gottes, der das Geschehen, dass das vom Mythos vorgeschriebene Ende zu verfehlen droht, auf die vorbestimmte Bahn zurücklenkt, gibt der Tragiker zu erkennen, dass eine Lösung wie im *Orestes* nur im Theater möglich ist, nicht jedoch in der Realität, wo kein *deus ex machina* eingreift, um die Folgen des menschlichen Handelns zu entwirren. Im wirklichen Leben herrschen – ganz der Analyse des Thukydides entsprechend – Lug und Trug vor; Geiselnahmen, Mord und Totschlag sind die Regel.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Komödie des 5. Jahrhunderts, die ihren Stoff aus den Ereignissen des jeweiligen Aufführungsjahres zieht und seismographisch genau auf alle Umbrüche und Krisen reagiert, die die Bürger beschäftigen. In den Komödien ist der Alltag omnipräsent – durch Gegenstände, durch Feste und Orte, durch eine Vielzahl realer Personen, seien es Politiker, Philosophen, Dichter oder Wissenschaftler, und vor allem durch das Leid, das durch den Krieg zwischen Athen und Sparta (Peloponnesischer Krieg, 431-404) über die Athener hereinbrach. In der Struktur einer Komödienhandlung lässt sich erkennen, wie die Dichter auf diese Herausforderungen reagieren. In der Regel entwickelt der komische Held oder die Protagonistin wie Lysistrate in der gleichnamigen 411 aufgeführten Komödie aus der Kritik an einem Missstand in der Stadt einen komisch-phantastischen Plan, den sie gegen jeden Widerstand in die Tat umsetzen: einen privaten Friedensraum inmitten der Kriegswirren, die Errichtung einer Herrschaft der Frauen, da die Männer seit eh und je ihre Unfähigkeit, die Stadt ordentlich zu regieren, bewiesen haben, oder einer Weltmacht im Reich der Vögel, um nur weniges zu nennen. Die Grenzen zwischen Realität und Phantasie, zwischen Nähe und Ferne, zwischen Mann und Frau, zwischen Mensch und Tier verlieren ihre Geltung.



Abb. 2: Dionysostheater, südl. der Akropolis in Athen, um 330 v. Chr., Foto: Bernhard Zimmermann

Das Dionysostheater in Athen – dies macht dieser kurze Durchgang durch Dramen des 5. Jahrhunderts deutlich – ist neben der Volksversammlung und dem Rat der Stadt ein Diskussionsforum, das in den verschiedenen literarischen Formen, die anlässlich des Festes zur Aufführung gelangten, in unterschiedlicher Art und Weise, den Normen der jeweiligen Gattungen verpflichtet, auf all das reagiert, was die Bürger bewegt und beunruhigt, belastet und in Aufregung oder Angst versetzt. Die das Fest eröffnenden Dithyramben sind affirmativ, die demokratische Ideologie stabilisierend, darin den jährlich vorgetragenen Totenreden (Epitaphien) vergleichbar. Im mythischen Spiel der Tragödien wird durch ‚Brückenwörter' wie Hetairie im euripideischen *Orestes* oder Stasis in den aischyleischen *Eumeniden* oder bestimmte Ideen und Vorstellungen, die im Jahr der Aufführungen diskutiert wurden, die Realität des Aufführungsjahres sichtbar gemacht. Die Tragödienhandlung rückt, wenn auch nur für einen kurzen Moment, in die Gegenwart und fordert damit zur Auseinandersetzung mit den Problemen des Alltags auf, die durch diese Brückenwörter auf der Bühne im Dialog der *dramatis personae* sichtbar gemacht werden. Die Komödie schließlich fußt ganz in der Gegenwart, die jedoch durch phantastische Einfälle, durch unwahrscheinliche Handlungen, durch die Durchbrechung aller den Menschen gesetzten Grenzen verfremdet wird. Beide dramatischen Formen regen in ihrer je eigenen Weise zur Auseinandersetzung mit den Problemen, Krisen und Umbrüchen der Zeit der Aufführung an – ganz der Funktionsbestimmung der dramatischen Kunst entsprechend, die der Komödiendichter Aristophanes in seiner 405 aufgeführten literaturkritischen Komödien *Die Frösche* Aischylos, dem Altmeister der Tragödie, in den Mund legt (Verse 1053-1056): „Der wahre Dichter muss in seinen Werken das Schändliche verbergen, er darf nicht dazu anleiten und es nicht lehren. Denn für die kleinen Kinder ist es der Lehrer, der ihnen etwas sagt und beibringt, für die Erwachsenen sind es die Dichter."

Bernhard Zimmermann

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Quantenphysik und der *Bruch* mit der Gewissheit

Vor etwas mehr als einhundert Jahren begann ein Umbruch, dessen Tragweite bis heute bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist. Die Quantenmechanik entstand zunächst aus einer wachsenden Liste von offenen Fragen, wobei unklar ist, ob die damit verbundene Krise der Physik auch mehrheitlich als solche wahrgenommen wurde. Einzelne Beobachtungen – die Wärmestrahlung heißer Körper, die Stabilität der Atome oder die Spektrallinien chemischer Elemente – ließen sich nicht verstehen. Was zumindest für einen signifikanten Teil der aktiven Forscher zunächst wie technische Schwierigkeiten erschien, deren Lösung wohl nur eine sorgfältigere Analyse existierender Konzepte verlangte, erwies sich als fundamentale Grenze des bisherigen Denkens. Dabei brachte die Quantenmechanik nicht einfach bessere Gleichungen hervor. Sie veränderte den Begriff physikalischer Realität selbst. In der klassischen Welt galt die Vorstellung, dass Objekte absolute Eigenschaften besitzen, unabhängig davon, ob und wie wir sie beobachten. Die Welt erschien wie eine präzise Uhr: Kennt man nur die Anfangsbedingungen genau, so lässt sich die Zukunft berechnen. Der Ablauf der Mechanik ist dann unabhängig vom Einfluss des Uhrenträgers. Die Quantentheorie erschütterte dieses Bild. Das Bemerkenswerte an diesem Umbruch ist, dass die gegenwärtigen Entwicklungen im Bereich der Quantentechnologien diese neuen Spielregeln der Welt benutzen, um Neues zu verstehen und zu gestalten.

Wie tief dieser Umbruch reichte, zeigte sich auf der berühmten fünften Solvay-Konferenz, die im Oktober 1927 in Brüssel stattfand. Unter dem Thema „Elektronen und Photonen" versammelten sich führende Köpfe der Physik, um die Grundlagen der neuen Quantentheorie zu diskutieren. Besonders prägend wurde die Auseinandersetzung zwischen Albert Einstein und Niels Bohr. Einstein bezweifelte, dass eine Theorie, die für einzelne Ereignisse nur Wahrscheinlichkeiten angibt, bereits eine vollständige Beschreibung der Natur liefern könne. Bohr betonte dagegen, dass Aussagen über Quantenobjekte stets im Zusammenhang mit den jeweiligen Messbedingungen verstanden werden müssen. In ihren Gedankenexperimenten verdichtete sich eine Frage, die bis heute nachwirkt: Welche Vorstellung von Wirklichkeit lässt sich mit den Gesetzen der Quantenmechanik verbinden? Solvay wurde damit zum Sinnbild eines wissenschaftlichen Umbruchs, bei dem auch die Maßstäbe dessen neu verhandelt wurden, was als physikalische Erklärung gelten kann.

ALS DIE WIRKLICHKEIT UNSCHARF WURDE

Die eigentliche Revolution begann nicht mit Schrödingers berühmter (und extrem erfolgreicher) Wellengleichung, sondern mit einer neuen Denkweise, die Werner Heisenberg und Max Born entwickelten. Heisenberg schlug 1925 einen radikalen Schritt vor: Anstatt über nicht beobachtbare Bahnen von Elektronen zu spekulieren, sollte die Theorie ausschließlich mit beobachtbaren Größen arbeiten. Dieser Schritt bedeutete einen tiefen Bruch mit der Tradition. In der klassischen Physik beschreibt eine Theorie die Bewegung von Objekten im Raum und in der Zeit. Die Quantenmechanik beschreibt

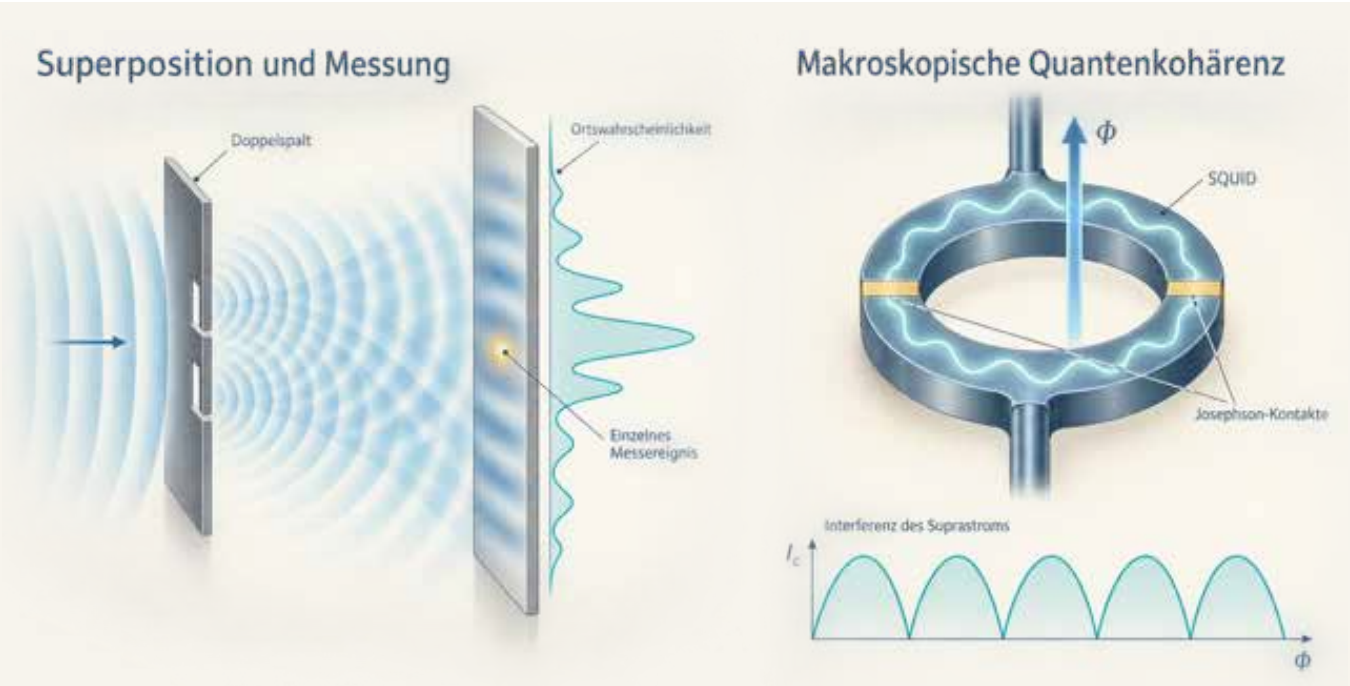


Abb. 1: Der Messprozess und die makroskopische Quantenkohärenz: Gezeigt ist links die wellenförmige Ortswahrscheinlichkeit, jedoch mit einem einzelnen Messereignis und rechts die makroskopische Kohärenz in einem SQUID (superconducting quantum interference device) in einem externen Magnetfeld mit Fluss Φ, samt periodischer Modulation des kritischen Stroms I_c (Φ). [Bild erstellt mit Hilfe von ChatGPT-pro]

dagegen zunächst Wahrscheinlichkeiten. Max Born erkannte, dass die Wellenfunktion nicht die Verteilung einer materiellen Substanz darstellt, sondern Wahrscheinlichkeiten zukünftiger Beobachtungen.

Die Natur erscheint dadurch nicht mehr als vollständig festgelegt. Man kennt nicht gleichzeitig beliebig genau Ort und Impuls eines Teilchens; diese Unschärfe ist kein Mangel experimenteller Technik, sondern Ausdruck einer tieferen Struktur der Wirklichkeit. Dieser Gedanke stellte nicht nur die Physik, sondern das Selbstverständnis wissenschaftlicher Beschreibung infrage. Beschreibt eine Theorie die Welt selbst – oder nur unser Wissen über sie?

DER MESSPROZESS UND MULTIPLE UNIVERSEN

Gerade diese Frage führte zu einem zweiten Umbruch. Die mathematischen Gesetze der Quantenmechanik sind eindeutig und präzise: Die Wellenfunktion entwickelt sich kontinuierlich und deterministisch. Doch der Messprozess scheint eine Ausnahme darzustellen. Betrachtet man ein einzelnes Elektron, so kann sich dieses in einer Überlagerung verschiedener Zustände befinden. Erst bei einer Messung wird ein konkretes Ergebnis beobachtet. Doch was genau geschieht in diesem Augenblick?

Diese Frage beschäftigte die Physik von Beginn an und gehört bis heute zu ihren ungelösten Problemen. Die traditionelle Kopenhagener Deutung spricht von einem Kollaps der Wellenfunktion: Viele Möglichkeiten reduzieren sich auf eine beobachtete Realität. Andere Deutungen vermeiden einen solchen Kollaps. Hugh Everett schlug vor, dass alle Möglichkeiten realisiert werden – allerdings in verschiedenen Zweigen der Wirklichkeit. Das Universum würde sich bei jedem Messprozess in verschiedene, nicht mehr miteinander wechselwirkende Welten aufspalten. Ob diese Vorstellung tatsächlich physikalische Realität beschreibt oder lediglich eine Interpretation der mathematischen Struktur ist, bleibt offen. Doch bereits die Möglichkeit eines solchen Bildes markiert einen bemerkenswerten Umbruch. Die Frage „Was ist wirklich?" erhält plötzlich mehrere Antworten. Die Quantentheorie führte damit zu einer überraschenden Einsicht: Die Grenzen zwischen Beobachter und beobachteter Welt sind weniger eindeutig, als man lange angenommen hatte.

Die Theorie der Dekohärenz hat inzwischen neues Licht auf wichtige Aspekte des Messprozesses geworfen: Durch die Verschränkung eines Quantensystems mit seiner Umgebung wird die beobachtbare Interferenz zwischen verschiedenen makroskopischen Möglichkeiten praktisch unterdrückt. Ein tatsächlicher Kollaps auf ein einziges Messergebnis folgt daraus jedoch nicht; für diejenigen, die diesen aus einem übergeordneten physikalischen Prinzip ableiten möchten, bleibt damit eine zentrale Frage des Messprozesses offen.

EMERGENZ UND MAKROSKOPISCHE QUANTENEFFEKTE

Der dritte Umbruch betrifft nicht einzelne Teilchen, sondern das gemeinsame Verhalten vieler Teilchen. Lange Zeit erschien die Quantenmechanik als Theorie des Mikrokosmos – zuständig für Atome, Elektronen und andere elementare Objekte. Unsere alltägliche Welt schien dagegen durch klassische Gesetze beschrieben zu werden.
Doch im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts zeigte sich, dass Quanteneffekte unter geeigneten Bedingungen makroskopische Dimensionen annehmen können. In Supraleitern verschwindet der elektrische Widerstand vollständig. In suprafluidem Helium fließt eine Flüssigkeit ohne Reibung. Solche Phänomene sind nicht Eigenschaften einzelner Teilchen, sondern entstehen durch kollektive Organisation. Hier tritt eine weitere Idee in den Vordergrund: Emergenz. Die Eigenschaften eines Ganzen lassen sich nicht immer unmittelbar aus den Eigenschaften seiner Bestandteile ableiten. Viele Teilchen können gemeinsam neue Ordnungen hervorbringen, die auf der Ebene einzelner Teilchen nicht sichtbar sind. Supraleiter als makroskopische Quantensysteme bilden deshalb auch ganz praktisch eine wichtige Grundlage moderner Quantentechnologien. Sie ermöglichen hochempfindliche Sensoren wie Einzelphotonendetektoren, die unter anderem in der biomedizinischen Forschung eingesetzt werden, sowie Quantenbits, aus denen sich Quantensimulatoren und Quantencomputer aufbauen lassen. Auch für die künstliche Intelligenz eröffnen sich neue Perspektiven: Speziell entwickelte Quantensysteme könnten das Training bestimmter neuronaler Netze beschleunigen und langfristig auch dessen Energiebedarf senken.

Vielleicht liegt hierin eine der tiefsten Lehren der Quantentheorie. Wissenschaftlicher Fortschritt bedeutet nicht immer, immer kleinere Bausteine zu finden. Mitunter entstehen neue Gesetze gerade durch das Zusammenwirken vieler Komponenten. Der Umbruch, den die Quantenmechanik ausgelöst hat, betrifft daher nicht nur unser Bild vom Kleinsten. Er betrifft die Vorstellung, wie Realität überhaupt organisiert ist. Aus vielen Möglichkeiten entstehen beobachtete Tatsachen; und aus dem Zusammenspiel vieler Teilchen entstehen neue Ordnungen.

Hundert Jahre nach ihren Anfängen hat die Quantenmechanik ihren revolutionären Charakter nicht verloren. Vielleicht zeigt sich darin eine besondere Eigenschaft großer Umbrüche: Sie schließen sich nicht ab. Sie eröffnen immer neue Fragen.

Jörg Schmalian

Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

„Unser sehnlichster Wunsch wäre auch noch mal eine größere Reise, aber ohne Retourbillet“

Der jüdischen Familie Klein aus Walldorf gelingt es Mitte der 1930er-Jahre, ihre Kinder durch Emigration in die USA vor der zunehmenden Repression und Verfolgung der Juden im deutschen Reich zu schützen. Auf beiden Seiten des Atlantiks bemühen sich danach zwei Generationen um die Ausreise der Eltern, letztlich vergeblich.

Walldorf (Baden), Anfang der 1930er: Neun Kinder posieren auf diesem Foto als „Cowboy und Indianer“. Eine Szene, wie sie in den 1930ern überall in Deutschland hätte aufgenommen worden sein können, wo vor allem Jungs Old Shatterhand, Winnetou und anderen nacheiferten. Das jugendliche Idyll verschleiert, dass die Blutsbrüderschaft nicht mehr lange währen sollte: denn der Cowboy ganz links war Kurt Klein, jüngster Sohn einer jüdischen Familie.

Zu dieser Zeit war Walldorf nahe Heidelberg für seinen Tabak-, Spargel- und Hopfenanbau bekannt. Auch Kurts Eltern waren in Landwirtschaft und -handel tätig. Vater Ludwig handelte mit Getreide, Tabak und Hopfen und war auch in der Zigarrenindustrie tätig. Mutter Alice vertrieb, vor allem nachdem das Geschäft des Vaters durch die nationalsozialistische Repression nicht mehr gut lief, allerlei Gartenerzeugnisse, Geflügelprodukte, Süßigkeiten und Feingebäck an diverse Kunden in der Region. Doch die Machtübernahme der Nationalsozialisten zerstörte ab 1933 nach und nach die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung der Kleins. Bekannte und Freunde wandten sich erst ab und wurden später auch zunehmend feindselig. Dazu kam der gesellschaftlich und gesetzlich verordnete Ausschluss der Juden aus dem Wirtschaftsleben, der mit den Boykotten Anfang 1933 begann, der jüdischen Bevölkerung zunehmend die wirtschaftliche Lebensgrundlage entzog und schließlich ein wirtschaftliches Überleben unmöglich machte.

Kurt musste die Schule abbrechen und begann seiner Lesebegeisterung geschuldet zunächst eine Ausbildung als Drucker. Nach eigener Schilderung musste ihn sein Betrieb auf Drängen der örtlichen Behörden schon nach wenigen Monaten entlassen. In der Folge arbeitete Kurt in einer Tabakhandlung von Bekannten der Familie.



Abb. 1: Jugendszene aus Walldorf, Kurt Klein ganz links. © Klein Family



Abb. 2: Poststempel von Walldorf aus dem Jahr 1936. Zu erkennen die Umschrift: „Walldorf (Baden). Hopfen, Spargel, Tabak, Zigarren-Industrie“.
© Universitätsbibliothek Heidelberg (CC BY-SA-NC 4.0)

Die Kleins wollten diesen Entwicklungen nicht tatenlos zusehen: im Oktober 1936 ermöglichten sie zunächst ihrer Tochter Irmgard („Gerdi“) die Ausreise über Bremerhaven nach New York, wo sie bei ihrem Onkel, einem Bruder Ludwigs, der schon länger in den USA wohnte, unterkam. Noch zum Schiff schickten die Eltern die erste Postkarte an sie, ein weiterer Brief folgte bereits am nächsten Tag. Etwa ein Jahr später folgte Kurt und 1938 auch der älteste Sohn Max. Die Trennung von den Kindern fiel den Eltern verständlicherweise schwer. Indem sie Gerdi die bevorstehende Ausreise Kurts ankündigte, schrieb Mutter Alice im Mai 1937:

> *„Wie ich, wenn Kurt auch noch fort ist, die Einsamkeit ertrage, weiß ich noch nicht […] Es ist leicht gesagt: ‚Lasst euch den Abschied nicht so schwerfallen‘. Nur der Gedanke, dass er in so gute Hände kommt und es um seine Zukunft geht, hält mich aufrecht.“*

Ab Gerdis Ausreise schrieben Ludwig und Alice etwa jede Woche einen Brief von Walldorf, später aus Südfrankreich, nach Übersee. Dort berichteten sie einerseits über Neuigkeiten in der weitverzweigten Familie und erfragten ebensolche in den USA. Besonders drängend blieb ihnen die Frage nach der Arbeit der Kinder, die sich erst mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielten. Max arbeitete später in einem Reisebüro; Gerdi kümmerte sich zunächst um pflegebedürftige Angehörige und war dann Krankenpflegerin; Kurt setzte seine Druckerausbildung in den USA fort und finanzierte diese durch eine zweite Stelle



Abb. 3: Familie Klein (ca. 1933). Hinten von links: Irmgard, Kurt und Max Klein. Vorne Ludwig und Alice Klein. © Klein Family

in einer Zigarrenfabrik und mit anderen Gelegenheitsjobs. In Paketen schickten die Eltern ihnen Gebäck und Wäsche, Kurt erhielt auch Karl-May-Romane und beschenkte Gerdi zu ihrem ersten Geburtstag in den USA mit *Der Ölprinz*. Ebenfalls brachten emigrierende Verwandte und Bekannte teilweise sogar kleinere Möbel nach Übersee. Hier blieben Alice und Ludwig ganz in ihrer Rolle als liebende Eltern, die sich um das Wohlergehen und die Zukunft ihrer Kinder sorgen. Sinnbildlich ist dafür auch die stete Betonung des eigenen Wohlergehens und die Bitte an die Kinder, sich doch keine Sorgen zu machen.

Die Eltern betrieben auch ihre eigene Auswanderung in die USA und berichteten immer wieder über die damit verbundenen Schwierigkeiten. Weil sie den Prozess (in der Rückschau) zu spät anstießen, kamen sie so weit hinten auf die Warteliste am Amerikanischen Konsulat in Stuttgart, dass sie dort nicht einmal Zutritt hatten, bis nicht rund 12.000 Fälle vor ihnen behandelt worden waren. Auch versuchten sie über ihre Kinder eine Bürgschaft von Verwandten zu erhalten, die für die Ausstellung eines Einreisevisums in die USA benötigt wurde, etc. Zwar gelang es ihnen sogar mehrmals, eine Bürgschaft zu erhalten, doch in der Summe blieben alle diese Bemühungen fruchtlos: mehrere Male standen Ludwig und Alice im Laufe der Jahre kurz vor der Auswanderung, dann aber wurde das Verfahren geändert und sie standen „wieder bei Aleph." Heute wissen wir, dass antisemitische Elemente im US-Außenministerium bewusst die Einreise von Verfolgten des Nazi-Regimes verschleppten. So schrieb etwa Breckinridge Long, der Leiter der Visa-Abteilung, 1940 in einem internen Dokument:

> *„Wir können den Zuzug von Immigranten […] immer wieder auf unbestimmte Zeit vorübergehend verzögern und so de facto stoppen, etwa, indem wir unsere Konsulate anweisen, jedes nur denkbare Hindernis in den Weg zu legen, zusätzliche Dokumente anzufordern und andere bürokratische Tricks anzuwenden, die die Visumsvergabe verzögern und verzögern und verzögern […]"*

So wurde zwischen 1933 und 1940 die eigentlich gesetzlich vorgesehenen jährlichen Kapazitäten für Immigranten aus Deutschland nie vollständig ausgeschöpft.

Solange sie noch in Deutschland waren, waren Ludwig und Alice Klein offensichtlich bemüht, der staatlichen Zensur keinen Anhaltspunkt zu geben, die Briefe zurückzuhalten. Wichtige Ereignisse wie etwa der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs werden nicht angesprochen und lassen sich nur zwischen den Zeilen herauslesen, etwa, weil erwähnt wird, dass man seit 1. September 1939 von einer Verwandten in England nichts mehr höre. Andere Ereignisse werden durch Andeutungen oder auch mehr oder weniger codiert erwähnt („[Er] ist schon längere Zeit an einem Kurplatze D.[achau, GW] von wo er wohl nicht mehr zurückkommen wird. Genau wie ein Bruder von H. Salomon, der vor einigen Wochen dort gestorben ist!") Ebenso dokumentieren die Briefe auf einer Mikroebene die Durchdringung Walldorfs durch den Nationalsozialismus. Alice berichtet etwa mehrmals von der Enteignung jüdischer Betriebe, von den Nationalsozialisten als „Arisierung" verbrämt, so auch im Mai 1937:

> *„[…] vermutet man […], dass auch die Firma Scherer & Mayer die längste Zeit beisammen war. Auch wird gesprochen, dass Erich Bruckner eine Tabakhandlung hier anfängt, deshalb werden sie auch das Haus gekauft haben. Du siehst also, dass auch hier nach und nach alles arisch wird und somit uns andren das Leben auf die Dauer unmöglich."*

Die Briefe berichten auch von den Problemen, Hopfen und Tabak zum Handeln zu erhalten, sowie von der Abwendung ehemaliger nichtjüdischer Kunden. Ludwig musste zum Überleben Gelegenheits- und Saisonarbeiten bei der Zigarrenfirma Hochherr in Heidelberg verrichten und Alice klagte über deren Auswirkungen auf seine Gesundheit. Zuletzt verdingte er sich noch als Sekretär einer mit ihm bekannten jüdischen Geschäftseigentümerin zur Unterstützung bei der Abwicklung ihres zu ‚arisierenden' Tabakgeschäfts.

Ebenso dokumentieren sie auch die persönliche Abwendung (ehemaliger) nichtjüdischer Freunde und Bekannten. Alice vermerkt wiederholt, welche Bekannten sie noch auf der Straße grüßen und sogar mal auf einen Plausch, Einkauf oder Ähnliches vorbeikommen. Zwischen den Zeilen steht, dass die restliche ehemalige Bekanntschaft das unterlässt.

Doch nicht nur für die in Deutschland verbliebenen Eltern markierte die Repression und Verfolgung das Ende ihres bisherigen Lebens. Die Judenverfolgung kehrte allmählich auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern um. Dies verdeutlichen zwei Beispiele: zunächst die Reichspogromnacht im November 1938, in der Ludwig verhaftet und kurzzeitig inhaftiert wurde. Nur die Tatsache, dass Ludwig und Alice Klein einige Monate zuvor gezwungen worden waren, das Haus an einen nichtjüdischen Deutschen zu verkaufen, schien der Zerstörung ihrer Wohnung und ihres Besitzes etwas Einhalt zu gebieten. Wenige Tage später schrieb Alice Klein an ihre Kinder:

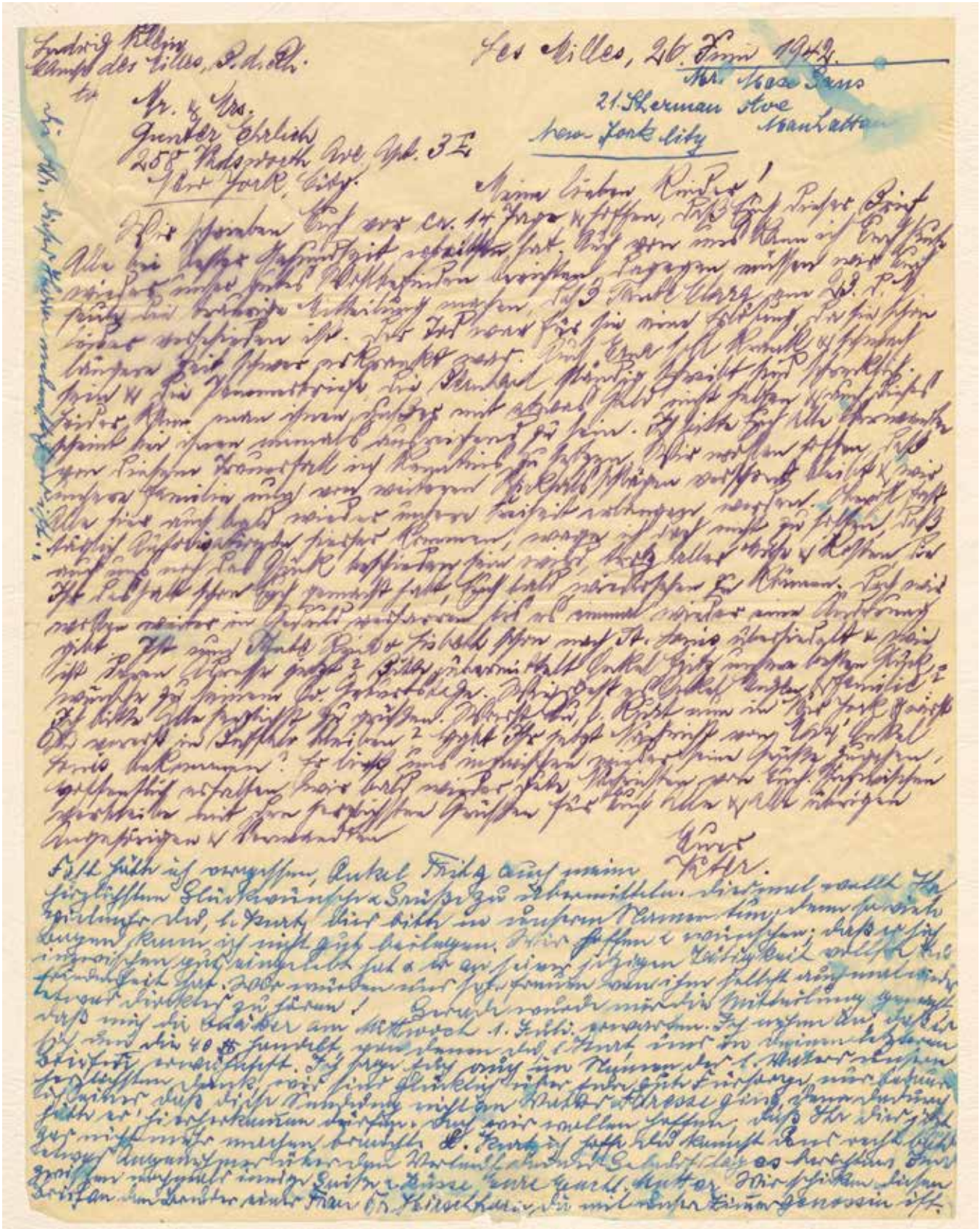


Abb. 4: Brief von Ludwig und Alice Klein an ihre Kinder vom 26.06.1942 © Universitätsbibliothek Heidelberg (CC BY-SA-NC 4.0)

> *„Ich möchte Euch nur bemerken, dass unser Hausherr unser Massel war, mehr nicht. Aus diesem Grund sehen wir uns veranlasst, heute uns an die amerikanischen Verwandten mit der dringenden Bitte zu wenden, doch ja so schnell wie möglich etwas für uns zu tun, wenn sie nicht ein Herz von Stein haben […] Aber nicht, dass ihr euch einbildet, wir hätten materielle Sorgen!"*

Im Zuge ihrer Auswanderungsbemühungen waren die Eltern nun immer mehr auf ihre Kinder angewiesen, die etwa bei Verwandten in den USA Bürgschaften besorgen sollten, oder beispielsweise für die Eltern Fürsprache bei Abgeordneten und Regierungsstellen halten sollten.

Extrem verschärft wurde die Notlage der Eltern im Oktober 1940, als die Nazis in Baden und der Saarpfalz fast alle dort lebenden Juden in die unbesetzten Teile Frankreichs deportieren ließen. Der Gauleiter Badens, Robert Wagner, brüstete sich tags darauf in einem Telegramm nach Berlin, ‚seinen' Bezirk als ersten ‚judenrein' gemacht zu haben. Alice berichtete wenig später:

> *„Dieser Tag (der 22. Oktober 1940, GW) [wird] uns unvergesslich bleiben. Um halb 9 Uhr vormittags bekamen wir die Aufforderung, uns reisefertig zu machen, mit 100 Mark barem Geld und nur so viel als wir tragen können. Natürlich hat man das Nötigste in der Verzweiflung zuhause gelassen."*

Die französische Regierung wurde von der Deportation überrascht. Hastig verbrachte sie die deutschen Juden in ehemalige Internierungslager für Flüchtlinge des Spanischen Bürgerkriegs. Die Eltern wurden in separaten Teillagern untergebracht, erst in Gurs, später in Les-Milles. Dort gab es immerhin gelegentlich Möglichkeiten für gegenseitige Besuche oder Vorsprache beim Konsulat. Auch konnten sie wegen der de jure-Neutralität des Vichy-Regimes im unbesetzten Frankreich weiterhin in die USA schreiben. Trotzdem waren die Zustände katastrophal, etwa ein Drittel der Deportierten verstarb in den Lagern. Ludwig berichtete seine Eindrücke aus dem *Camp de Gurs* nördlich der Pyrenäen:

> *„Wir sind hier in einfachen Bretterbaracken untergebracht, die ganze Einrichtung besteht aus einem Strohsack, kein Stuhl oder Tisch vorhanden. Die Verpflegung ist auch nicht genügend, morgens Kaffee, mittags dann Gemüsesuppe, abends wieder Kaffee, dazu ein Stück Brot für den ganzen Tag. […] Ihr könnt Euch denken, dass es unser innigster Wunsch ist, sobald wie möglich von hier fortzukommen."*

Fernab von der Heimat waren die Eltern nun auch materiell auf ihre Kinder angewiesen, denn es mangelte an Verpflegung und Geld. Zusätzlich verkomplizierte sich eine mögliche Ausreise durch die Entfernung zum zuständigen Konsulat in Stuttgart, mit dem die Eltern nicht mehr korrespondieren konnten. Über die Kinder ließen sie ihre Papiere zum amerikanischen Konsulat nach Marseille übermitteln. Dazu kam im Dezember 1941 die Kriegserklärung Deutschlands an die USA. Zuletzt war eine Ausreise nur noch über Lissabon möglich. Dazu benötigten Emigranten neben dem eigentlichen Visum in die USA ein Transitvisum für Portugal. Erst damit konnte ein Transitvisum für Spanien beantragt werden, was überdies nur mit einem gültigen Schiffsticket für die Abreise aus Portugal erteilt wurde. Die Dokumente waren oft nicht lange gültig und so war es nahezu unmöglich, alle benötigten Dinge gleichzeitig parat zu haben, was, wie oben geschildert, durchaus kein Zufall war. Auch Ludwig und Alice gelang die Ausreise nicht. Das benötigte Visum für die USA wurde ihnen zwar im November 1942 erteilt, es kam jedoch zu spät: im August 1942 ließen die Nazis die jüdischen Insassen von Gurs über Drancy bei Paris in die Todeslager im Osten deportieren, wo nahezu die gesamte Familie Klein ermordet wurde. Tragisch liest sich in diesem Kontext die letzte Nachricht von Ludwig Klein an seine Kinder:

> *„Wir wollen hoffen, dass unsere Familie nun von weiteren Schicksalsschlägen verschont bleibt und wir Alle hier auch bald wieder unsere Freiheit erlangen werden. […] [Ich wage] doch nicht zu hoffen, dass auch uns noch das Glück beschieden sein wird, trotz aller Mühe und Kosten, die Ihr deshalb schon Euch gemacht habt, Euch bald wiedersehen zu können. Doch wir werden weiter in Geduld verharren, bis es einmal wieder eine Änderung gibt."*

Die rund 450 erhaltenen Briefe von Alice und Ludwig Klein wurden in Zusammenarbeit mit ihren Nachkommen an der Universitätsbibliothek Heidelberg digitalisiert und sind seitdem öffentlich zugänglich, teilweise auch transkribiert. Sie stehen beispielhaft für das Schicksal jüdischer Familien in Baden sowie für die transatlantische Dimension des Holocaust.

Georg Wolff
Referat Wissenschaft und Digitale Infrastruktur

Hinweis: Zu den Briefen wird voraussichtlich im letzten Quartal 2026 eine von Anette Hettinger (PH Heidelberg) gestaltete Lehrplaneinheit zum Thema Holocaust in Baden bei der Landeszentrale für Politische Bildung erscheinen.

Aus vertrauten Räumen in die weite Welt

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt."

Wenn wir diese Zeilen lesen, sind wir bei Joseph von Eichendorff, und das Thema ist das des Wanderers, des Suchenden – ein wichtiges Leitmotiv in der Poesie, Musik und Malerei der Romantik. Wer kennt sie nicht, die Dialektik des Bleibens und Verharrens auf der einen Seite und des Loslassens und Fortziehens auf der anderen? Aus der Psychologie und der Medizin kennen wir die Folgen der Extremzustände: Panik und Phobien bei Veränderung oder Rastlosigkeit und Bindungsunfähigkeit.

„Umbruch" erfolgt oft als Folge von „Aufbruch". Beide Begriffe enthalten das Wort „Bruch", was das Zurücklassen von Altem, vielleicht sogar Zerstören und Vergessen desselben erfordert. Sowohl Umbruch als auch Aufbruch können real oder mental erfolgen. Erst in neuerer Zeit ist es möglich, hochkomplexe kognitive Prozesse im Gehirn neurowissenschaftlich zu untersuchen. Dabei werden oft auch Tiermodelle herangezogen, denn anders als die meisten es vermuten oder wahrhaben wollen, haben viele Prozesse, die wir spontan als zutiefst „menschlich" betrachten, eine genetische Grundlage und sind evolutionär konserviert. So ist auch unsere raum- und zeitabhängige Orientierung in der Welt verbunden mit unserer Verankerung an Fixpunkten, die als Referenzen gelten, die uns Halt und Sicherheit geben, die aber aufgegeben werden müssen, um Neues auszuprobieren und zu erkunden.



Abb. 1: Auf dem Hinweg wird die räumliche Karte an einem Fixpunkt am Startort verankert, z.B. an der Statue, beim Rückweg an der Burg. Auch unterwegs wird die Karte mehrfach neu verankert. Je nach Vorerfahrung, Interesse, Belohnung etc. sind die räumlichen Karten interindividuell verschieden.

Hier soll zunächst kurz erläutert werden, wie die Orientierung in Raum und Zeit erfolgt und warum sie eine entscheidende Rolle für Lernen und Gedächtnis spielt, die wiederum ausschlaggebend für unsere Entscheidungen sind und helfen, die Zukunft bei Bedarf neu zu gestalten. Danach soll darauf eingegangen werden, wie die Kodierung von neuen Erfahrungen im Gegensatz zu alten im Gehirn erfolgt, warum Neues nachhaltiger wirkt, und warum das Verweilen in alten Räumen die Gefahr birgt, zu erschlaffen, wie wir es bei Hesse im Gedicht „Stufen" lesen. Es geht also bei dem neurowissenschaftlichen Exkurs um ein Verstehen der Prozesse, die in unserem Gehirn in neuronalen Netzwerken verankert sind und Veränderungen/Umbrüche überhaupt zulassen. Es soll aber vor allem wiederholt darauf hingewiesen werden, dass die beteiligten Prozesse bedeutende interindividuelle Unterschiede aufweisen, was eine große Rolle dabei spielen dürfte, dass der eine es vorzieht, in seiner kleinen Stube zu bleiben, wohingegen ein anderer der Exploration des Unbekannten den Vorzug gibt.

Zunächst ist es wichtig zu wissen, dass in unserem Gehirn (und in dem anderer Vertebraten) dieselbe Hirnstruktur, nämlich die *Hippocampale Formation,* sowohl der *Bildung neuer Erinnerungsinhalte als auch der Kodierung von Raum und Zeit* dient. Dass diese Hirnstruktur essentiell für das Lernen neuer Sachinhalte ist, darauf verwies erstmals Brenda Milner in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts (Scoville W. B. und Milner B., 1957) und war damit richtungsweisend für ein neues Forschungsgebiet. Sie berichtete von dem an einer Epilepsie leidenden Patienten H. M., dem aus therapeutischen Gründen ein Großteil dieser Hirnregion entfernt wurde. Der operative Eingriff verursachte ein komplettes Unvermögen neue Erinnerungen zu bilden; verblüffend war jedoch, dass alte Erinnerungen unbetroffen waren. Jahrzehntelange nachfolgende Forschung lehrte uns, dass eine intakte hippocampale Formation essentiell für das Lernen von Neuem und für die Bildung unseres *episodischen Gedächtnisses* ist, d. h. jener Form von Gedächtnis, bei der es um das Memorieren von „was", „wo" und „wann" stattgefunden hat geht. Dabei werden Informationen, die das Gehirn über die fünf Sinne erreichen, im Hippokampus mit den dort gebildeten räumlichen Karten verknüpft. Dies erklärt auch, warum unsere Erinnerungen meistens an Raum und Zeit gebunden sind. Die räumliche Kartierung in der Hippokampalen Formation erfolgt durch Nervenzellen, deren Aktivität alle Parameter eines navigierenden Organismus kodieren: Spezifische Nervenzellen vermessen zurückgelegte Distanz, Winkel, Richtung, Geschwindigkeit, und es gibt auch Nervenzellen, welche die räumlichen Karten an Fixpunkte verankern. Für die Entdeckung und funktionelle Charakterisierung dieser Zellen erhielten John O'Keefe, May-Britt Moser und Edvard Moser den Nobelpreis. Die Funktions-

weise der Nervenzellen wurde oft mit der eines GPS verglichen (Shapiro M., 2015). Des Weiteren wurde angenommen, dass ihre Aktivität Immanuel Kants *a priori* von Raum und Zeit entspräche.

Diese Hypothese widerlegten wir, indem wir zeigten, dass aus der Aktivität der Nervenzellen des vermeintlichen GPS zu schließen ist, dass die Verankerung der Karten nicht in einem globalen, sondern in multiplen Referenzsystemen erfolgt (Peng et al., 2026) (Abb 1). Mit anderen Worten, wenn wir einen Raum explorieren, verankern wir die in unserem Hippokampus generierten räumlichen Karten fortwährend neu und die gewählten Fixpunkte/Referenzen hängen von vielen Faktoren – zum Beispiel Vorerfahrung, Belohnung etc. – ab. Aus unseren Experimenten kann man deshalb auch schließen, dass die für denselben Raum gebildete Karte sich naturgemäß zwischen zwei Lebewesen unterscheidet. Die Kodierung von Raum und Zeit erfolgt in der hippokampalen Formation des Gehirns, d. h. in einer materiellen Struktur, und kann schon deshalb nicht *a priori* sein. Des Weiteren werden räumliche Karten kontinuierlich neu verankert, und wir können mit Sicherheit sagen, dass *der Prozess der neuen Verankerung nicht erfahrungsunabhängig ist wie das von Kant formulierte a priori von Raum und Zeit*. Das bedeutet, die in unserem Kopf generierten räumlichen Karten sind stark *subjektiv gefärbt*, wie alle anderen sinnlichen Erfahrungen, die im Gehirn prozessiert werden.

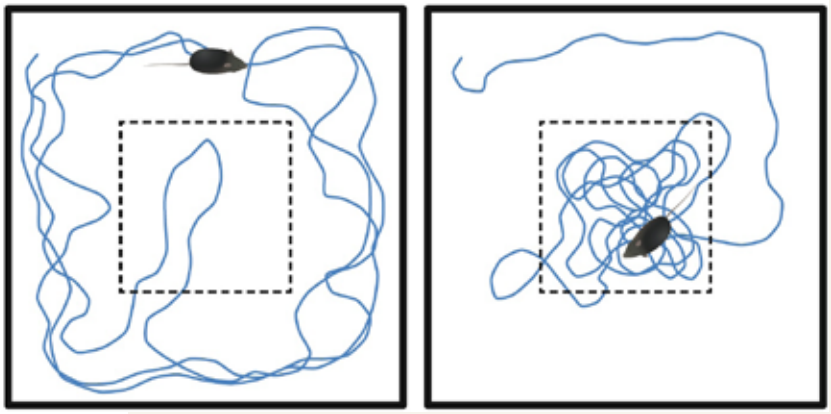


Abb. 2: Ein Tier exploriert einen ihm unbekannten Raum zunächst entlang der Wand und verlässt sich dabei auf den Tastsinn (bei der Maus präferentiell die Schnurrbarthaare). Nach einer individuell unterschiedlichen Eingewöhnungsphase wagt sich das Tier allmählich in das Zentrum des Raumes vor.

Bemerkenswert aus neurobiologischer Sicht ist im Kontext von „Umbrüchen" das explorative Verhalten in einer neuen Umgebung. Auch hier kann man von einem *evolutionär konservierten Prozess* ausgehen, weswegen wir uns sicher sind, dass wir aus Mausexperimenten auf den Menschen schließen können. Wer kennt es nicht aus eigener Beobachtung: das Verhalten von Kleinkindern beim Laufenlernen, das Loslassen der mütterlichen Hand und das häufige Zurückkehren, um sich taktil der Gegenwart zu versichern und sich dabei sowohl physisch als auch psychisch neu zu verankern? Die Strecken werden zunehmend länger, die Dauer des explorativen Verhaltens nimmt zu. Im Tierexperiment kann dieses Verhalten und die damit verbundene Gehirnaktivität genauer untersucht werden. Das typische Verhalten einer Maus in einem neuen, unvertrauten Raum wird mit Thigmotaxis bezeichnet und ist dadurch gekennzeichnet, dass sich das explorative Verhalten zunächst ausschließlich auf jene Teile des Raumes beschränkt, die berührt werden können (Abb 2). Im Englischen wird das Verhalten mit „wall–walking" und „centrophobic" beschrieben: Das explorierende Verhalten entlang der Wände wird allmählich aufgegeben und das Tier wagt sich, das Zentrum, den offenen Raum zu erkunden. Der Wechsel von Thygmotaxis zu Centrokinese ist der Moment, der uns hier interessiert. Es ist der Moment, in dem das Vertraute aufgegeben wird und das Neue erkundet wird. Der Raum entlang der Wände bietet Sicherheit; das Tier kann sich an Fixpunkten, die es ertastet, verankern, der Reiz des Neuen jedoch ist vielfältig. Der neue Raum birgt für das Tier trotz potentieller Gefahren auch neue Erfahrungen und Belohnungen (z. B. neue Futter- oder Trinkquellen, neue Kontakte und Paarungsmöglichkeiten). In diesem dynamischen Spannungsfeld kommt es zu Entscheidungen, bei denen aus neurobiologischer Perspektive viele Aspekte interessant sind. So haben beispielsweise Geschlechtsunterschiede, Stress, Angst und viele andere biologische Parameter einen großen Einfluss auf das Verhalten im Kontext explorativer Strategien. In meiner Forschung liegt der Fokus auf dem Mechanismus, der dem Wechsel der Referenzsysteme unterliegt. Im Maus-Experiment interessiert mich, dass ein Ort im Raum, der als Fixpunkt/Referenz gilt (z. B. eine Wand), aufgegeben wird und sich das Tier im Raum neu verankert. Der neue Fixpunkt kann ein Objekt, eine Futterquelle, ein anderes Tier etc., sein. Das *„novelty-seeking" Verhalten* ist angeboren und ist für das Überleben von Vertebraten und Invertebraten essentiell; es gibt jedoch große interindividuelle Unterschiede.

Erwähnenswert wäre an dieser Stelle noch, dass *Fixpunkte*, die potentielle Verankerungsmöglichkeiten bieten, bereits nach kurzem explorativem Verhalten als *„zuverlässig" oder „unzuverlässig"* gewertet werden. Spannend dabei ist, dass wir im Tiermodell zeigen konnten, dass es interindividuelle Unterschiede beim Lernen von neuen Regeln gibt, wenn alte nicht mehr gelten. Beim Verankern der räumlichen Karten gewichten Tiere nahe gelegene und weiter entfernte Fixpunkte abhängig vom Kontext. Weiter entfernte Fixpunkte werden bevorzugt, wenn sich die Umgebung als stabil und zuverlässig erweist. Ist dies nicht der Fall, zieht das Tier es vor, die Karte in seiner unmittelbaren Nähe zu verankern.

Die angeborene Neugier, die Hänschen klein antreibt, in die weite Welt zu ziehen, wird ausgebremst durch eine andere, genetisch bestimmte Variable, die dazu führt, dass der Reiz des Neuen relativ rasch abnimmt, und dass dies sowohl Dinge als auch Lebewesen betrifft. D. h., eine „normale" Maus wird im Laufe einer Exploration nicht nur ein neues Objekt einem bekannten vorziehen, sondern auch eine „neue" noch unbekannte Maus einer ihr bereits vertrauten Maus favorisieren. Wir haben es mit einem Phänomen zu tun, das auf der Verhaltensebene dem entspricht, was wir auf molekularer Ebene als „Desensitisierung" oder „Deaktivierung" von Ionenkanälen bezeichnen: Wiederholte oder länger anhaltende Reize führen dabei letztendlich zu zunehmend schwächeren Effekten. Die zugrunde liegenden Mechanismen sind vielfältig; sie führen jedoch alle, wie uns die Sinnesphysiologie der letzten Jahrzehnte gelehrt hat, dazu, dass bei länger anhaltenden Sinnesreizen (z. B. einem leichten Druck auf der Haut oder einem Geruch) die Ionenkanäle das Signal nicht mehr übertragen.

Marcel Proust beschreibt in seiner „Recherche“ mehrfach die Wirkung eines neuen Reizes. Als exzellenter Beobachter erkannte er das Potenzial des Neuen, das uns in ungeahnte Räume und Welten führt. Im Roman sind es der Geschmack einer Madeleine und die Melodie eines Musikstücks (die sogenannte „petite phrase“), die den Erzähler beziehungsweise sein Alter Ego Swann regelrecht aus ihrer Lethargie herauskatapultieren und einen Aufbruch in eine bis dahin verborgen gebliebene Welt einleiten: Für den einen ist es die Welt der Erinnerungen, für den anderen die Welt der Musik. Beide Protagonisten erkennen unmittelbar, dass der neue Sinnesreiz etwas Unerwartetes, Unbekanntes, ja ein ungeahntes Glück in ihnen auslöst. Marcel Proust beschreibt auf subtile Weise, wie das Neue und die dadurch ausgelösten Erkenntnisprozesse Lust bereiten. Neurowissenschaftlich betrachtet würde ich dies damit erklären, dass nicht nur sinnliche Erfahrungen, sondern auch kognitive Prozesse bei uns Menschen Signale im Belohnungssystem triggern können.

Das Überschreiben alter Regeln ist ein wichtiger Adaptationsprozess, der Voraussetzung für das Überleben eines Organismus ist. Auch hier beginnen wir, die Dialektik von alter und neuer Erinnerung neurowissenschaftlich zu verstehen. Dies sei hier kurz erklärt (Abb. 3). Wie bereits erwähnt, wird neu Gelerntes zunächst im Hippokampus verarbeitet und dort auch zunächst gespeichert. In Ruhephasen und während des Schlafs erfolgt ein Transfer der Informationen in die Großhirnrinde (Kortex). Diese Hirnstruktur dient nicht nur der Speicherung einzelner Episoden, sondern auch der unseres semantischen Wissens. Man geht davon aus, dass aus verschiedenen Episoden unseres faktischen Gedächtnisses allgemeine Regeln extrahiert werden. Im Schema wären diese in jenen Nervenzellen verankert, die von zwei oder mehreren aktiven Netzwerken aktiviert werden, die ähnliche Episoden oder Inhalte kodieren. Wichtig dabei ist, dass unser semantisches Wissen entscheidend dabei ist, welche neuen Informationen wir überhaupt wahrnehmen. Positiv betrachtet, ist das semantische Wissen ein „Vorwissen“, das aus ähnlichen Vorerfahrungen unsere Aufmerksamkeit lenkt und schnelle Entscheidungen ermöglicht. Negativ betrachtet, kann das semantische Gedächtnis aber auch Quelle von „Vorurteilen“ sein. Auch die im semantischen Gedächtnis gespeicherten Informationen können überschrieben werden. Es sind vor allem neue und starke Reize, die konsolidiertes semantisches Wissen verändern können und zur Bildung von neuen Regeln führen. Hierin besteht der „Reiz des Neuen“: Neurowissenschaftlich betrachtet destabilisiert es gefestigte neuronale Netzwerke und ermöglicht die Bildung von neuen Regeln, die der Adaption des Organismus an die Umwelt dienen.

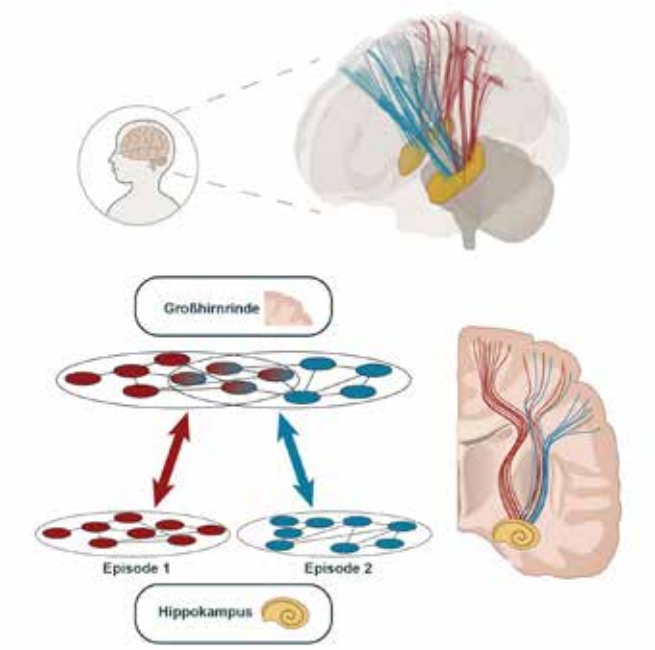


Abb. 3: Neu gelernte Inhalte – Episode 1 wird von den braun markierten Nervenzellen kodiert, Episode 2 wird von blau markierten Nervenzellen kodiert – werden aus dem Hippokampus zur Langzeitspeicherung in verschiedene Areale der Großhirnrinde transferiert. Nervenzellen, die an beiden Netzwerken teilnehmen, sind das materielle Substrat des semantischen Gedächtnisses.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass auf das Individuum bezogen „Umbruch“ und „Aufbruch“ in unseren Genen verankert sind, aber unverstanden ist noch größtenteils, wie Erfahrungen die Genexpression modifizieren. Klar ist, dass multiple Hirnareale bei dem Prozess beteiligt sind, der den einen zu einem Menschen werden lässt, bei dem der „Wirklichkeitssinn“ vorherrscht, den anderen zu einem, der vom „Möglichkeitssinn“ geleitet wird. Diese Kategorisierung nimmt Robert Musil gleich zu Beginn seines Romans „Der Mann ohne Eigenschaften“ vor. Der eine sieht, wo die Türe sich befindet, der andere, wo sie sein könnte. Die Handlungen dieser Menschen könnten nicht unterschiedlicher sein.

Hannah Monyer

Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Referenzen:

Scoville, W. B., Milner B. (1957): Loss of recent memory after bilateral hippocampal lesions.
J. Neurol. Neurosurg.: Psychiatry 20: 11-21.
Shapiro M. (2015): A limited positioning system for memory. Hippocampus 25: 690–696.
Peng JJ., Throm. B., Najafian Jazi M., Yen TY., Pizzarelli R., Monyer H., Allen K. (2025): Grid cells accurately track movement during path integration-based navigation despite switching reference frames. Nat Neurosci 28: 2092–2105.

Die Lektion von Tschernobyl vor 40 Jahren

Katastrophenhilfe als Aufbruch zu Détente: *Umbruch* in der Geopolitik damals und heute

Dialog zwischen Bio- und Geisteswissenschaften mit Anthony Ho und Peter Lampe



Abb. 1: Wie Knochenmark- bzw. Stammzell-Transplantation zum Umbruch der Geopolitik beigetragen hat: Die amerikanischen Ärzte Dr. Richard Champlin (links) und Dr. Robert Gale (rechts), behandelten 1986 die Tschernobyl-Strahlenopfer in Moskau.

Welche Relevanz hat die Tschernobyl-Katastrophe von 1986 für die Gegenwart?

HO: Die Explosion des Reaktors in Tschernobyl am 26. April 1986 entlarvte die Vorstellung, Technik in politischer Abschottung beherrschen zu können, als Hybris. Radioaktive Strahlung kennt keine Grenzen, keine Ideologien. Gerade die grenzenlose Bedrohung schlug jedoch eine unerwartete Brücke über die politischen Grenzen hinweg.

Was meinen Sie mit der unerwarteten Brücke?

HO: Während sich die Systeme unversöhnlich gegenüberstanden, entwickelte sich im Angesicht menschlichen Leides eine unerwartete Form philanthroper Kooperation. Ärzte, Wissenschaftler und Helfer aus den polarisierten Lagern fanden zusammen, um das Leid akuter und fataler Strahlenkrankheit zu lindern.

Wie kam diese Kooperation zustande?

HO: An der University of California (UCLA) hatten seit den frühen 1970er Jahren Robert Gale, Richard Champlin und Paul Terasaki Pionierarbeiten bei der Entwicklung allogener Knochenmark- beziehungsweise Blutstammzelltransplantation geleistet, die 1986 als Behandlungsoption bei Strahlenschäden in den Fokus rückte. Befreundet war Gale mit dem Arzt und Geschäftsmann Armand Hammer, der jahrzehntelange Handelsbeziehungen in die UdSSR gepflegt hatte. Über persönliche Netzwerke gelang es diesem, das Transplantationsteam aus Los Angeles in den ersten Maitagen 1986 nach Moskau fliegen zu lassen. Mit von der Partie war Yair Reisner vom israelischen Weizmann-Institut. Das Hilfsangebot wurde von Ronald Reagan unterstützt und von Michail Gorbatschow angenommen – ein leiser Vorbote jener Öffnung, die schließlich den Fall des Eisernen Vorhangs und die Vereinigung Deutschlands ermöglichte.

Warum war diese Annäherung unter Wissenschaftlern so ungewöhnlich?

HO: Während die westlichen Kollegen ihre Erfahrung in der technisch hochspezialisierten Transplantationsmedizin einbrachten, verfügten die sowjetischen Ärzte über tiefgehendes Wissen in der Behandlung von Strahlenschäden. Gezeigt wurde, wie Hightechmedizin auch unter extremen Bedingungen international handlungsfähig sein kann und Vertrauen stiftet, wo politische Systeme spalten.

Diese Geschichte berührt. Warum ist sie heute noch relevant?

HO: Die Zusammenarbeit in der Medizin bei der Behandlung von Strahlenopfern durch Knochenmarktransplantation war 1986 nicht nur ein Akt der Hilfe, sondern ein Akt des Vertrauens. In einer Zeit tiefster politischer Gegensätze entstand ein Raum, in dem Evidenz, Erfahrung und das gemeinsame Ziel des Heilens wichtiger waren als Ideologie. Die Welt des Jahres 2026 wirkt allerdings fragmentierter, konfrontativer, misstrauischer denn je. Geopolitische Rivalitäten dominieren den Diskurs, selbst wissenschaftliche Kooperationen werden heute zunehmend politisiert und behindert. Wo dieser Raum für Kooperationen schrumpft, verlieren wir mehr als nur Fortschritt – wir verlieren die Grundlage für Verständigung. Die Frage drängt sich auf: Würde eine Katastrophe wie Tschernobyl heute noch Brücken bauen – oder an den Frontlinien geopolitischer Interessen zerschellen?

Als Vertreter von Bio- und Geisteswissenschaften, können Sie beleuchten, was sich grundlegend änderte?

HO: Die Annäherung zwischen Ost und West in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre war maßgeblich der Bereitschaft der führenden Akteure auf beiden Seiten zu verdanken, sich füreinander zu öffnen. Die Einsicht, dass globale Risiken – ob nuklear, biologisch oder klimatisch – nicht national begrenzt werden können, hatte sich in den Köpfen der politischen Führungen weltweit zunehmend durchgesetzt. Der Wille, wissenschaftlich fundierte Wahrheiten zu erkennen, die Fähigkeit zuzuhören und der Mut, im entscheidenden Moment über ideologische Grenzen hinweg zu handeln, waren damals erfreulich weit verbreitet. Führungsfiguren waren erreichbar, Gesprächskanäle offen, und es gab ein Bewusstsein für gemeinsame Verantwortung.[1]

LAMPE: Heute beherrschen strategisches Konkurrenzdenken, die Jagd nach Eigenvorteil auf Kosten anderer und kurzfristige Gewinne die politische Szene. Wer in Kategorien strategischer Konkurrenz denkt, verkennt die Natur der Bedrohungen. Sicherheit ist im 21. Jahrhundert unteilbar.

Wo findet Wissenschaft in diesem Szenario ihren Platz?

LAMPE: Wissenschaft - als sich selbst korrigierender kollektiver Erkenntnisprozess von kontrolliert-methodisch Forschenden - dient nicht nur neuer Erkenntnis, sondern ist darüber hinaus in ihrer Applikation „a force for good", wie es die älteste Akademie der Wissenschaften, die vatikanische, der schon Galilei angehörte, unter der Federführung ihres protestantischen Präsidenten unlängst formulierte.[2] Dieses Bonum bedeutet angesichts der globalen Bedrohungen nichts weniger, als Überleben zu sichern, Leben zu retten, Leid zu lindern.

Wissenschaft als „force for good". Können Sie dies näher erläutern?

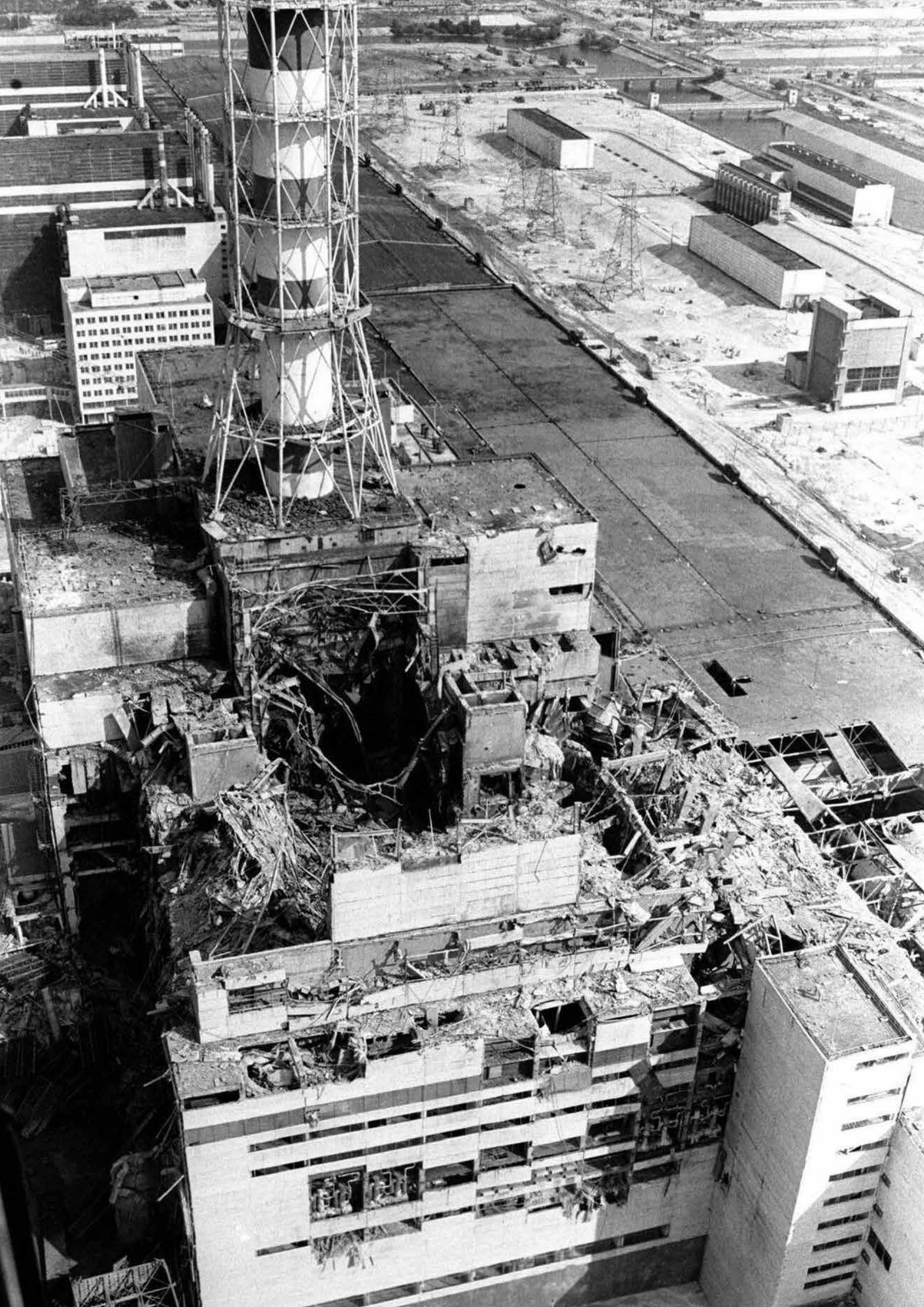
LAMPE: Wissenschaft als „force for good" kann keine hinreichende, aber eine bedeutende Säule beim Lösen der Menschheitsprobleme sein, wenn sie vermehrt grenzübergreifend kooperiert, wie das Jahr 1986 exemplifizierte. Vermehrte Kooperation ist angezeigt (a) innerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses selbst (interdisziplinär, international) und (b) bei dessen Anwendung auf wissenschaftlich angeleitete Hilfeleistungen in Lebensbedrohungen (wie 1986). Durch Kooperation steigert sich Effizienz, und Vertrauen baut sich auf. Während Politik in der globalen Umbruchsituation aus wirtschaftlichen, nationalistischen oder ideologischen Gründen zumeist spaltet, sollte Wissenschaft über dergleichen Gräben hinweg mutig Kräfte verbinden, die zum Lösen globaler Probleme beizutragen vermögen, und zwischen diesen Kräften vertrauensbildende Dialoge fördern. (c) Angesichts zunehmenden Beschneidens von Wissenschaftsfreiheit und verbreiteter Wissenschaftsskepsis zugunsten vermeintlich gleichwertiger *alternative facts* und Verschwörungsnarrative ist ein vermehrtes Interagieren zwischen Wissenschaft und nicht-wissenschaftlicher Öffentlichkeit angezeigt, das heißt, wissenschaftliche Prozesse und Ergebnisse sind noch besser in die Gesellschaft hinein zu kommunizieren. Und umgekehrt ist Wissenschaft gut beraten, noch besser bei öffentlichen Anliegen zuzuhören.

Was hat sich bei der Bereitschaft zur wissenschaftlichen Kooperation seit 1986 geändert?

LAMPE: Kooporationen bei wissenschaftlich angeleiteten humanitären Hilfen in lebensgefährdenden Situationen wie Hunger, Krankheit, Natur- oder Nuklearkatastrophen setzen ein Mindestmaß an menschlicher Empathie voraus, deren traditionell positive Bewertung derzeit jedoch zunehmend unter Beschuss gerät. Empathie ist die Fähigkeit, sich in anderer Menschen Emotionen und Gedanken hineinzuversetzen, diese gedanklich nachzuvollziehen (kognitive Empathie) und möglicher-, aber nicht notwendigerweise die im anderen Menschen vermeintlich wahrgenommenen Gefühle auch selbst zu erleben (emotionale Empathie). Im Hinblick auf Empathie speziell mit Leidenden formulierte Aristoteles in seiner Rhetorik (1385b) einen entscheidenden zusätzlichen Gedanken: Empathie setzt das Bewusstsein *eigener* Verletzlichkeit voraus – das Wissen, dass beobachtetes unverdientes Leid eines anderen auch einen selbst oder einen Nahestehenden treffen könnte. Für Aristoteles setzt Besinnen auf geteiltes verletzliches Menschsein helfendes Handeln frei.
Er benennt darüber hinaus Beispiele, bei denen die Kapazität des Mitfühlens mit Leidenden verlorengeht: Wenig sei zum Beispiel von

1 Siehe weiter Ho; Ho & Bauer; Reisner.

2 Pontifical Academy of Sciences (2025): https://www.pas.va/content/dam/casinapioiv/pas/pdf-vari/PAS-Statement-freedom-of-science-16-6-25.pdf, Zugriff 24. Mai 2026. Die Accademia dei Lincei (Academy of the Lynxes) wurde 1603 gegründet und nach ihrem Niedergang im 17. Jh. von Pius IX. 1847 reetabliert als Pontifical Academy of the New Lynxes, von Pius XI. 1936 als Pontifical Academy of Sciences. Derzeitiger Präsident ist der Agrarökonom Joachim v. Braun.



Überglücklichen zu erwarten. Sie neigten zur Hybris, bildeten sich ein, „sämtliche guten Dinge" zu besitzen (wie heutige Tech-Milliardäre), und könnten sich nicht vorstellen, „Schlechtes zu erleiden". Dasselbe gelte für die, die von Zorn oder risikoreicher Kühnheit beseelt sind. Beide Gemütszustände machten blind für die in der Zukunft verborgene Möglichkeit, selbst zum Leidenden zu werden. Für beide lassen sich aktuelle politische Beispielfiguren unschwer benennen. Sie stehen symptomatisch dafür, dass wir derzeit ein zunehmendes Diskreditieren von Empathie beobachten, einen Umbruch in der Bewertung von Empathie.

Wie gezeigt, vermag sich kognitive Empathie mit hilfreichem Verhalten zu verbinden, während bei emotionaler Empathie Hilfeleisten nicht selten durch Selbstverlust und dessen negative Begleitsymptome behindert wird. Die derzeitige Brechung eines ausschließlich positiven Blicks auf „Empathie" durch wissenschaftliches Ausdifferenzieren schärft das Selbstwahrnehmen helfender Akteure und dient so der Effizienz helfenden Verhaltens. Während sie stoischer Tradition sowie biblischem Denken, das Selbst- und Nächstenliebe auszubalancieren suchte, entgegenkommt, widerstrebt sie jedoch rechtsextremer Holzhämmerei, die Empathie für Hilfsbedürftige pauschal als „woke" verachtet und entsprechend sozialdarwinistisch sich gebärdet. Der derzeitige Umbruch im Bewerten von Empathie verläuft nach allem nicht einlinig, sondern birgt destruktives wie konstruktives Potential.

Was meinen Sie mit „Umbruch"?

LAMPE: Ein positiver Blick auf Empathie mitsamt von ihr bewegtem helfendem Verhalten gehörte – nicht zuletzt durch das Christentum – lange Zeit zur DNA des Mainstreams westlicher Kultur. Jedoch ist die öffentliche Bewertung von Empathie derzeit in einem Umbruch begriffen durch Kräfte, die humanitärem Handeln den Boden zu entziehen und Wissenschaft als „Kraft zum Guten" zu schwächen suchen. Empathie geriet in das Schussfeld der MAGA-Bewegung und der Tech-Milliardäre wie Elon Musk und Peter Thiel. Sie versuchen, „linke" Empathie für Minderheiten oder Hilfsbedürftige und die entsprechenden Hilfen für diese als übertrieben abzuhalftern, im letzten Jahr vor allem mittels des *Department of Government Efficiency* (DOGE). Vom Entwicklungshilfeprogramm USAID wurden über 4/5 gestrichen, die Behörde abgewickelt[3] und sozialdarwinistisch die Mittel für US MEDICAID, die Krankenversicherung für sozial Schwächere, gekürzt. Von menschenverachtenden ICE-Praktiken ganz zu schweigen.

Warum ist eine Auseinandersetzung mit diesem Empathie-Umbruch so wichtig?

LAMPE: Tech-Milliardäre wie Musk und Thiel ließen sich nicht nur von Ayn Rands libertärem Roman *Atlas Shrugged* (1957) und von selektiv gelesenem Adam Smith inspirieren. Sie wurzeln auch in Friedrich Nietzsches Schriften, die Thiel begeistert liest. Während Arthur Schopenhauer 1841 in *Grundlage der Moral* (zum Beispiel 270, 273) „Mitleid" noch positiv bewertete, insofern der Empathiker sein eigenes Wesen im Leidenden entdeckt,[4] tendiert Nietzsche zu überwiegend ablehnendem Gestus. In Zur *Genealogie der Moral* (1887) kritisierte Nietzsche zwar nicht Mitgefühl als solches, jedoch dessen Verabsolutierung zum höchsten Wert, durch die lebensbejahende Kräfte – paradigmatisch das kreative Entfalten eigener Stärken – zu moralisch Negativem umgewertet würden. Durch den Umwertungsprozess werde eine strukturell lebenshemmende Wertordnung etabliert. Aktuelle Resonanz lässt sich nicht leugnen: Hinweg mit den Bremsklötzen „woker" Empathiekultur, plärrt es in Teilen der MAGA-Bewegung. Abseits rechtsextremen Empathie-Verachtens werden freilich auch moderate Stimmen aus der Wissenschaft lauter, die die Ambivalenz von Empathie herausstellen, indem sie auch deren Schattenseiten sichten, ohne zu leugnen, dass Empathie eine wesentliche Voraussetzung für gelungene Sozialität darstellt.

Wo verläuft ein gangbarer Weg in diesem Umbruch?

LAMPE: Empirische Untersuchungen zeigen, dass exzessive Empathie und Burnout eng verknüpft sein können.[5] „Zu viel" emotionales Anteilnehmen, bei Pflegepersonal oft gekoppelt mit *survivor guilt* und sekundärer Traumatisierung durch wiederholten emotionalen Kontakt mit traumatisierten Patienten, führt Pflegende in vielen Fällen in *compassion fatigue,* in der eigene Bedürfnisse vernachlässigt werden.[6] Übermäßiges Identifizieren mit dem Leiden anderer kann dazu führen, dass das empathische Subjekt sich überfordert oder hilflos fühlt, die psychische Balance verliert und sich zurückzieht, so dass es nicht mehr wirksam einem Leidenden helfen kann.[7] Es fällt ihm schwer, sich abzugrenzen, die eigenen Emotionen von den in der Empathie gefühlten zu unterscheiden, und tendiert dazu, ko-abhängig zu werden, sich überverantwortlich für den Leidenden und seine emotionalen Befindlichkeiten zu fühlen und sich so selbst aufzuopfern, das heißt, eigene Emotionen zu unterdrücken und andere Beziehungspersonen zu vernachlässigen.[8]

Dergleichen psychisch beeinträchtigende Überempathie stellt eine Spielart *emotionaler Empathie* dar, während kognitive Empathie weniger depressive Symptome und Stress generiert. Kognitives Empathie-Training versucht folgerichtig, das Zuviel der Empathie auf ein gedankliches Nachvollziehen der Gedanken und Gefühle des anderen zurückzuschrauben, ohne sie unbedingt selbst mitzuempfinden.[9]

Epiktet in seinem stoischen Moralhandbuch *Encheiridion* (16) nahm die hilfreiche moderne Distinktion zwischen kognitiver und emotionaler Empathie bereits vorweg. Er rät im Begegnen mit einem Leidenden: „Zögere nicht, mit Worten auf ihn einzugehen, und wenn es sich gerade ergibt, auch mit ihm zu seufzen." Gedanklich kann Epiktet nachvollziehen, welche Gefühle den anderen bewegen, was *kognitiver Empathie* entspricht; er geht auch hilfreich auf den anderen ein. Doch dann fährt er fort: „Hüte dich aber, dass du nicht auch

3 Siehe jetzt mit Kalkulation der Folgen bis 2030 in Lancet: da Silva, Anderle, Sibils et al.

4 Lampe (a).

5 Vgl. Figley; Hunt et al.; Nielsen & Tulinius; die Studienlage ist allerdings nicht einheitlich: anders z.B. Tei et al.; Larson & Yao; Halpern; Zhou.

6 Mottaghi et al.; Graves et al.; Yaden et al.

7 Vgl. Maximiano-Barreto et al.; Hua et al.; Benz et al.

8 Vgl. Guzman et al.; Kim & Han; Tone & Tully; Helgeson & Fritz (a), (b); Fritz & Helgeson; Jin et al., Aubé.

9 Maximiano-Barreto et al.

innerlich seufzest." Epiktet will diese Gefühle nicht selbst empfinden, er verschließt sich *emotionaler Empathie.*

Was haben wir aus der Katastrophenhilfe im Jahr 1986 gelernt?

LAMPE: Investition in Wissenschaft, globale Gesundheitsstrukturen und internationale Kooperation sind Friedensarbeit. Als Beispiel mag auch die Bekämpfung der Corona-Pandemie dienen. Angesichts der den Partikularinteressen einzelner Nationen oder sozialer Schichten dienenden dezentrifugalen Kräfte hat Wissenschaft die Chance, das gemeinsame Humanum zu feiern – mitsamt den aufklärerisch-demokratischen Werten von u.a. unantastbarer Menschenwürde, Gerechtigkeit, Gleichheit. Als Antagonisten gegen rassistische und andere diskriminierende Spaltpilze wurzeln einige dieser Werte tief in der Kulturgeschichte, insofern bereits Menschen in der Antike etwa über „Gleichheit" in naturrechtlich-stoischen und christlichen Diskursen nachdachten.

Zur Pflege ihres Bonums ist Wissenschaft entsprechend zu schützen vor

— Avaritia, sprich Profitmaximierung für wenige Profiteure – nicht zuletzt in der Tech-/KI-Branche, die der Wissenschaft dienen kann, aber immer deutlicher monopolistische Machtinteressen verfolgt.
— der Versuchung, aus unkontrollierter Neugier alles, was möglich ist, zu tun, nur weil es möglich ist. Wissenschaftliche Neugier als *force for good* ist ethisch kontrollierte Neugier, die schädliche Folgen nicht nur antizipiert, sondern ernstnimmt. Während wir technisch rasant voranschreiten, fahren wir moralisch im Rückwärtsgang.
— Totalitarismus, Autoritarismus, bei dem wenige Menschen Wissenschaft gängeln und ihre Werte aufdrängen.
— Schindluder mit dem Wahrheitsbegriff.

„Schindluder mit dem Wahrheitsbegriff", können Sie dies näher erläutern?

LAMPE: Im gegenwärtigen globalen Umbruch werden wissenschaftliche Ergebnisse in lebensbedrohender Weise ignoriert, unterdrückt, verzerrt oder mit antiwissenschaftlicher Rhetorik zugunsten von nicht abgesicherten „alternativen Wahrheiten" oder *fake science* zurückgewiesen. Verschwörungsmythen treten für viele als gleichwertige Option neben Wissenschaft. Zum Unterdrücken wissenschaftlicher Erkenntnis gehört auch, dass staatlicherseits in den USA zahlreiche Statistiken nicht mehr vollständig weitergeführt werden, so dass das „Goldene Zeitalter" weniger Kratzer bekommt (Daten zu beispielsweise Ernährungssicherheit, Gesundheit oder Umwelt). Parallel dazu verbannte die Administration eine lange Liste von Wörtern aus wissenschaftlichen Anträgen – Wörter wie „Polarisierung" oder „Klimawandel". Wenn es das Wort nicht gibt, existiert Polarisierung nicht, nur Gleichschaltung. Dass bei dieser Vogelstraußpolitik irgendwann die Wirklichkeit den Ignoramus einholt, weil mit Statistiken und Vokabeln die Phänomene nicht verschwinden, war bereits damals im Jahr 1986 zu erleben. Nur zögerlich wurden Erkenntnisse zur Verstrahlung herausgerückt, was Notmaßnahmen verschleppte. Man muss nicht in die philosophische Debatte zu „Wahrheit" und „Wirklichkeit" einsteigen, sich entscheiden, ob Wahrheit als Objekt/Subjekt-Korrespondenz oder als subjektimmanent zu begreifen ist, um zu konstatieren: Wer derart Schindluder mit menschlicher Wahrheitssuche treibt, kann sich nicht damit herausreden, dass in der Postmoderne Wahrheit beliebig geworden sei und alle fröhlich eigene Wirklichkeiten konstruieren könnten. Selbst wackere Konstruktivisten denken nicht so. Für sie beschreiben die Sätze, die wir als „wahr" akzeptieren, zwar „nur" eine kognitiv *konstruierte (soziale) Wirklichkeit* und bilden nicht nachweisbar treu die *ontische Realität* ab (auch wenn diese Sätze uns nützlich erlauben, innerhalb der widerständigen Schranken der ontischen Realität mehr oder weniger gut zu funktionieren). Doch beliebig sind diese Sätze auch für den Konstruktivisten nicht. Sie werden in einem kollektiven Konstruktionsprozess gefunden, der – in der Wissenschaft strengen – Regeln unterliegt. Einerseits leiten diese das empirische Interagieren mit der Außenwelt, das a priori vorgegebenen, konzeptbedingten Wahrnehmungskategorien unterliegt. Andererseits leiten strenge Maßstäbe das kognitive Konstruieren.[10] Schlussendlich müssen die gefundenen Sätze den Filter intersubjektiven Bestätigens durch Peers passieren. Wer für die Postmoderne ein „anything goes" behauptet, macht sich gemein mit wissenschaftsfeindlichen Kräften, die genau das behaupten.[11]

Wie lautet Ihr Fazit?

HO: Die Hilfe für die Opfer von 1986 zeigte, dass selbst in Zeiten tiefster Gräben Zusammenarbeit möglich ist – wenn der Mensch im Mittelpunkt steht. Diese Priorisierung steht heute erneut zur Disposition. Die Grenzen menschlicher Kontrollfähigkeit sind real. Tschernobyl zeigte, wie schnell komplexe Systeme außer Kontrolle geraten können. Wenn schon ein ziviler Reaktorunfall derartig verwüstet, dann übersteigt das Leid durch den Einsatz von Atomwaffen die Vorstellungskraft. Der Irrglaube, Risiken vollständig beherrschen zu können, bedeutet, sich gefährlich selbst zu belügen.

LAMPE: Die internationale Gemeinschaft steht vor einer Entscheidung, die weniger spektakulär ist als ein historischer Umbruch, aber nicht weniger folgenreich. Versteht sie Kooperation als strategische Schwäche – oder als zivilisatorische Stärke? Tschernobyls Reaktorunfall steht nicht nur für Katastrophe, sondern auch für einen Moment des Erkennens, dass selbst in Zeiten tiefster Spaltung Zusammenarbeit möglich und notwendig ist. Diese Einsicht droht zu verblassen. Die Quintessenz von Tschernobyl liegt nicht im historischen Rückblick. Sie liegt in einem Auftrag.

Anthony D. Ho

Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Peter Lampe

Seniorprof., Forschungszentrum Internationale und Interdisziplinäre Theologie, Univ. Heidelberg

10 Auch abseits wissenschaftlichen Konstruierens gelten Maßstäbe wie z.B. consistency, coherency und comprehensiveness.

11 Siehe weiter Lampe (b).

Literatur:

Aubé, J. (2008), "Balancing Concern for Other with Concern for Self: Links between Unmitigated Communion, Communion, and Psychological Well-Being", *Journal of Personality* 76/1, 101–134.

Benz, A.B.E., S. J. Dimitroff, C. Jeggle, R. J. Gaertner, M. Meier, E. Unternaehrer, U.U. Bentele, B.F. Denk, E.S.C. Klink, J.C. Pruessner (2023), "Increased Empathic Distress in Adults is Associated with Higher Levels of Childhood Maltreatment", Sci. Rep. 13/1, 4087.

da Silva, A., R. Anderle, G. Sibils et al. (2026), "Impact of Two Decades of Humanitarian and Development Assistance and the Projected Mortality Consequences of Current Defunding to 2030: Retrospective Evaluation and Forecasting Analysis", *The Lancet Global Health,* 14, e690-e701.

de Guzman, M., G. Bird, M.J. Banissy, C. Catmur (2016), "Self-Other Control Processes in Social Cognition: From Imitation to Empathy", *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences* 371 (1686) 20150079; https://doi.org/10.1098/rstb.2015.0079.

Figley, C.R. (2002), "Compassion Fatigue: Psychotherapists' Chronic Lack of Self Care", *J. Clin. Psychol.* 58, 1433–1441.

Fritz, H.L. and V. S. Helgeson (1998), "Distinctions of Unmitigated Communion from Communion: Self-Neglect and Overinvolvement with Others", *J. of Personality and Social Psychology* 75/1, 121–140.

Graves, J., C. Joyce, I. Hegazi (2022), "From Empathy to Compassion Fatigue: A Narrative Review of Implications in Healthcare", in S. Ventura (ed.), *Empathy – Advanced Research and Applications,* open access https://doi.org/10.5772/intechopen.107399.

Halpern, J. (2003), "What is Clinical Empathy?" *J. Gen. Intern. Med.* 18, 670–674.

Helgeson, V.S. and H.L. Fritz (1998) (a), "A Theory of Unmitigated Communion", *Personality and Social Psychology Review* 2/3, 173–183.

Helgeson, V.S. and H.L. Fritz (2000) (b), "The Implications of Unmitigated Agency and Unmitigated Communion for Domains of Problem Behavior", *Journal of Personality 68/6,* 1031–1057.

Ho, A.D. (2026), „Die Lektion von Tschernobyl – und unsere Pflicht als Wissenschaftler heute", *DGHO-Mitgliederrundschreiben* 2, 16–17.

Ho, A. D. and A.W., Bauer (2015). „Tschernobyl 1986 – Katastrophenhilfe als Mittel der Entspannungspolitik: Wie Knochenmarktransplantationen durch amerikanische Hämatologen zur Annäherung zwischen Ost und West beitrugen", *Medizinhistorische Mitteilungen* 34, 195–209.

Hua, A.Y., J.L. Wells, C.L. Brown, R.W. Levenson (2021), "Emotional and Cognitive Empathy in Caregivers of Persons with Neurodegenerative Disease: Relationships with Caregiver Mental Health", *Clin. Psychol. Sci.* 9/3, 449–466.

Hunt, P., S. Denieffe, M. Gooney (2019), "Running on Empathy: Relationship of Empathy to Compassion Satisfaction and Compassion Fatigue in Cancer Healthcare Professionals", *Eur. J. Cancer Care* 28/5, e13124.

Jin, L., N.W. Van Yperen, R. Sanderman, M. Hagedoorn (2010), "Depressive Symptoms and Unmitigated Communion in Support Providers", *European Journal of Personality* 24/1, 56–70.

Kim, H. and S. Han (2018), "Does Personal Distress Enhance Empathic Interaction or Block It?", *Personality and Individual Differences* 124, 77–83.

Körbling, M., B. Dörken, A.D. Ho, A. Pezzutto, W. Hunstein, T.M. Fliedner (1986), "Autologous Transplantation of Blood-Derived Hemopoietic Stem Cells after Myeloablative Therapy in a Patient with Burkitt's Lymphoma", *Blood* 67/2, 529–532.

Lampe, P. (2026) (a), „Empathie, Agape und ihre moralischen Grenzbereiche – auch in neutestamentlichen Texten", in D. Hoffmann, K. Neumann, F. Oertelt (eds.), *Transformative Lektüren,* Stuttgart: Kohlhammer, 120–136, hier 121 Anm.5.

Lampe, P. (2006) (b), *Die Wirklichkeit als Bild: Das Neue Testament als ein Grunddokument abendländischer Kultur im Lichte konstruktivistischer Epistemologie und Wissenssoziologie,* Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 30–87. Engl. (2012): *New Testament Theology in a Secular World: A Constructivist Work in Philosophical Epistemology and Christian Apologetics,* London/New York: Bloemsbury.

Larson, E.B. and X. Yao (2005), "Clinical Empathy as Emotional Labor in the Patient-Physician Relationship", *JAMA* 293, 1100–1106.

Maximiano-Barreto, M.A., D. de Morais Fabrício, A.J. de Lima Bomfim, B.M. Luchesi , M.H.N. Chagas (2024), "Psychological Concerns Associated with Empathy in Paid and Unpaid Caregivers of Older People: A Systematic Review", *Clin. Gerontol.* 47/5, 716–729.

Nielsen, H.G. and C.Tulinius (2009), "Preventing Burnout among General Practitioners: Is There a Possible Route?", *Educ. Prim. Care* 20/5, 353–359.

Nietzsche, F. (1886, [4]1894), *Jenseits von Gut und Böse: Vorspiel einer Philosophie der Zukunft,* Leipzig: Naumann.

Nietzsche, F. (1887, [2]1893), *Zur Genealogie der Moral: Eine Streitschrift,* Leipzig: Naumann.

Reisner, Y. (2023), "Inside the Mission to Perform Bone-Marrow Transplants on Survivors of the Chernobyl Disaster", *Time* Dec 12, https://time.com/5826461/chernobyl-doctor, letzter Zugriff am 24. Mai 2026.

Schopenhauer, A. ([2]1891), „Preisschrift über die Grundlage der Moral", in J. Frauenstädt (ed.), *Arthur Schopenhauer´s sämmtliche Werke* IV, Leipzig: Brockhaus, 270–273.

Tei, S., C. Becker, R. Kawada, J. Fujino, K.F. Jankowski, G. Sugihara, T. Murai, H. Takahashi (2014), "Can we Predict Burnout Severity from Empathy-Related Brain Activity?", *Translational Psychiatry* 4/6, e393.

Tone, E.B. and E.C. Tully (2014), "Empathy As a 'Risky Strength': A Multilevel Examination of Empathy and Risk for Internalizing Disorders", *Development and Psychopathology* 26/4.2, 1547–1565.

Yaden, D.B., S. Giorgi, M. Jordan, A. Buffone, J.C. Eichstaedt, H.A. Schwartz, L. Ungar, P. Bloom (2024), "Characterizing Empathy and Compassion Using Computational Linguistic Analysis", *Emotion* 24/1, 106–115.

Zhou, H. (2025), "Relationship between Empathy and Burnout as well as Potential Affecting and Mediating Factors from the Perspective of Clinical Nurses: A Systematic Review", *BMC Nursing* 24/1, 38.

AUS DER FORSCHUNG

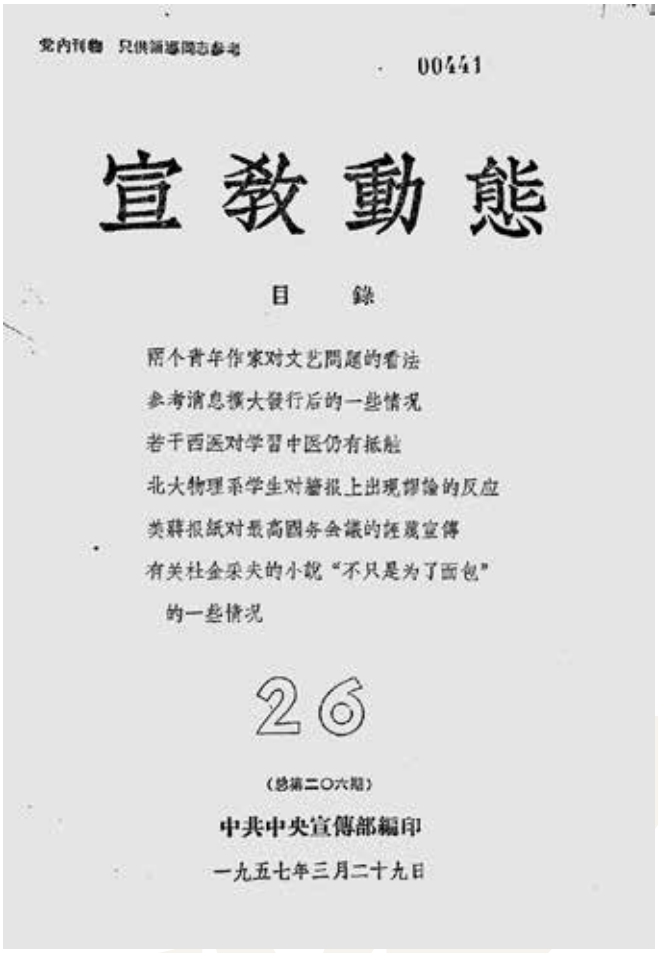
„Woran arbeiten Sie gerade, Herr Leese?“

Was wusste die Führung der Kommunistischen Partei Chinas in den Jahren nach der Staatsgründung im Jahr 1949 über nationale und internationale Entwicklungen? Welche Kanäle nutzte sie zum Sammeln entsprechenden Wissens, und welche Auswirkungen hatte dies auf politische Entscheidungen? Das sind Fragen, mit denen ich mich aktuell in meiner Forschung beschäftige. Gerade für autokratische Herrscher stellt der Zugang zu zutreffenden Informationen ein Dauerproblem dar. Dieses auch als „Diktatoren-Dilemma“ bekannte Phänomen verweist auf die Nachteile von Systemen, in denen Furcht und Sykophantentum den ohnehin massiv eingeschränkten öffentlichen Informationsaustausch behindern.

Seit den frühen 1950er Jahren, aber auch heute noch, existiert in der Volksrepublik China ein besonderer Informationskanal für die oberste Führung: sogenannte „interne Referenzmedien“ oder *neican* (内参) im Chinesischen. Hierbei handelt es sich um einen stetigen Strom von streng klassifizierten Informationen, die innerhalb unterschiedlicher Bereiche von Partei und Staat gesammelt, ediert und in komprimierter Form der politischen Führung vorgelegt werden. Dazu zählt auch der sogenannte „interne Journalismus“. Gerade in den 1950er Jahren hatten offizielle Druckerzeugnisse der Partei vor allem mobilisierende und identitätsstiftende Funktionen. „Schlechte“ Nachrichten bekam die Führung daher in der Regel nur in Form dieser Referenzmedien zu Gesicht. Nachdem Mao Zedong 1953 das Modell in einem Kommentar gelobt hatte, kompilierten Institutionen auf allen Ebenen bald entsprechende Erzeugnisse, die wöchentlich, täglich oder sogar mehrmals täglich auf den Tisch der Führung wanderten.

Mich interessieren an diesen äußerst schwer zugänglichen Quellen vor allem, wie sich der Inhalt in Abhängigkeit von politischen Kontexten veränderte, welche Standards für die Auswahl existierten und auf welche Weise ausgewählte Berichte von der politischen Führung genutzt wurden. Hierfür digitalisieren wir möglichst umfangreiche Bestände dieser Berichte, die während der frühen 2000er Jahre immer wieder auf chinesischen Flohmärkten oder in Antiquariaten erworben werden konnten. Ende der 1950er Jahre wurden allein auf der Zentralebene knapp 850 regelmäßig erscheinende Referenzmedien kompiliert, ein klarer Fall von Informationsüberfluss. Rund 80 Prozent davon wurden kurz darauf eingestellt. Insgesamt erlangte nur eine Handvoll von Referenzmedien dauerhaften Einfluss. Diese sind für mich von besonderem Wert.

Worum ging es in diesen Berichten? Dies hängt stark von der jeweiligen Institution ab, welche die Informationen sammelte. Derzeit arbeite ich unter anderem mit Geheimberichten der Zentralen Propagandaabteilung, die sich mit sogenannten „Gedankenströmungen“ (*sixiang dongtai*) beschäftigen. Im Falle der deutschen Diktaturen hießen äquivalente Textgattungen zumeist „Stimmungsberichte“. Die chinesischen Berichte sind jedoch wesentlich breiter gefasst. Besondere Aufmerksamkeit galt zumeist ehemaligen Eliten. Wie reagierten etwa vormalige Unternehmer oder religiöse Führer auf den Verfassungsentwurf von 1954? Aber auch Rückmeldungen über Reaktionen im Volk auf bedeutende politische Ereignisse wie den Tod Stalins wurden gesammelt.


党内刊物 只供领导同志参考

00441

宣教動態

目 錄

照个青年作家对文艺問題的看法

参考消息报大發行后的一些情况

若干西医对学習中医仍有抵触

北大物理系学生对整报上出現鄧論的反应

关蒋报紙对最高国务会議的诬蔑宣傳

有关杜金采夫的小說“不只是为了面包”

的一些情况

26

（总第二〇六期）

中共中央宣傳部編印

一九五七年三月二十九日

Abb. 1: Ausgabe des internen Referenzmediums Xuanjiao Dongtai der Zentralen Propagandaabtilung zur Zeit der Hundert-Blumen-Bewegung, März 1957

Die Aggregation von Daten oder gar Repräsentativität war keine Kategorie, die für Mao Zedong größere Bedeutung gehabt hätte. Ihn interessierten in der Regel dichte Beschreibungen modellhafter Vor-Ort-Überprüfungen, die keine Wertungen enthalten durften. Die Zuschreibung von Bedeutung oder die Transformation in politische Maßnahmen war das Privileg der Führung. Gerade in Phasen größerer politischer Offenheit, wie etwa während der sogenannten „Hundert-Blumen-Bewegung“ in den Jahren 1956/57, lässt sich daher ein breites Spektrum an Meinungen finden. Wenn sich die Parteiführung

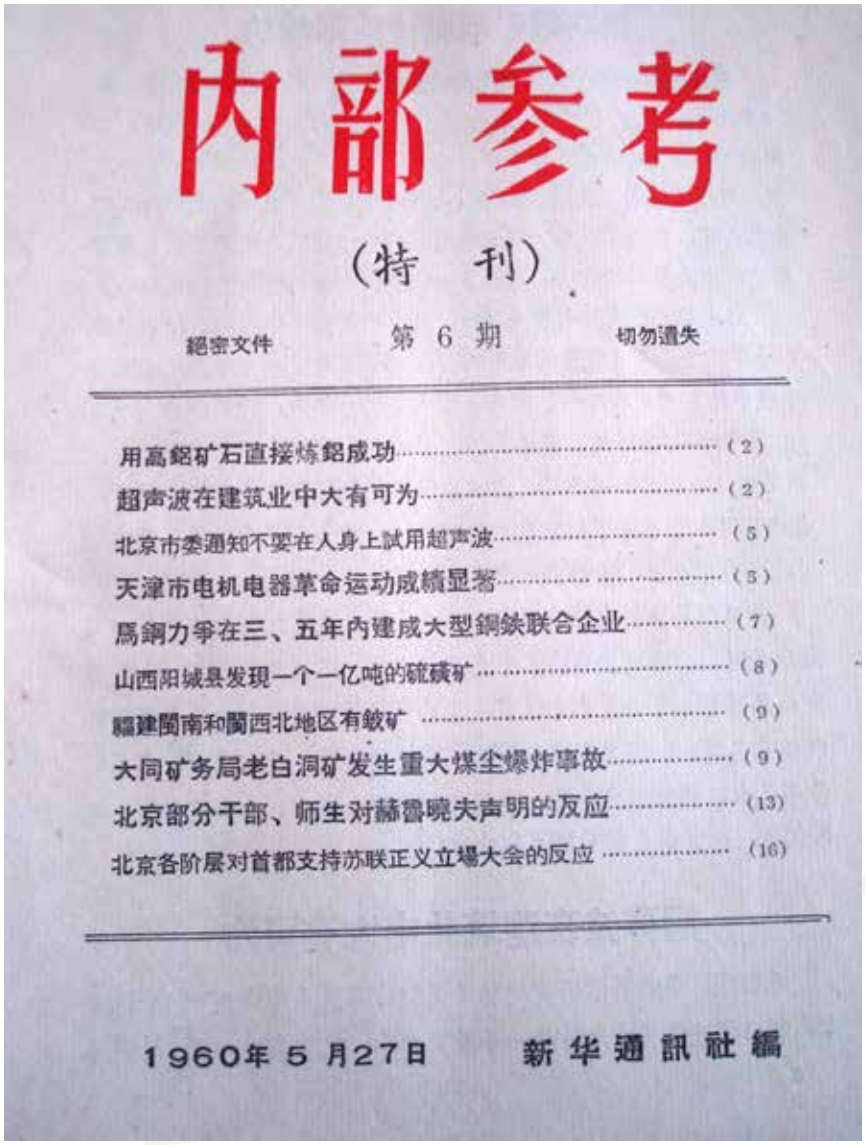
hingegen auf eine politische Maßnahme festgelegt hatte, wurden kritische Meinungen auch in den internen Referenzmedien zumeist ausgeblendet, und ein Echokammer-Effekt stellte sich ein. Das System war daher keineswegs immer geeignet, der Führung unliebsame Wahrheiten zu Gehör zu bringen.

Der Zugang zu den internen Informationen war nicht nur für die Informationsbeschaffung wichtig, sondern auch ein wesentliches Statussymbol. Der Entzug des Privilegs war häufig ein konfliktbeladener Vorgang. Manchmal erschien es der Führung daher als einfacher, Unterserien bekannter Referenzmedien einzurichten, die sich nun wieder nur an einen sehr kleinen Personenkreis richteten, als den Adressatenkreis zu verringern. Während des Großen Sprungs nach vorne versechsfachte die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua sogar die Auflage ihres wichtigsten Referenzmediums *Neibu cankao*, um positive Nachrichten bis auf die Kreisebene zu verbreiten. Gleichzeitig aber ließ sich die höchste Parteispitze in einer neuen Unterserie exklusiv über neueste Durchbrüche in Wissenschaft und Technik informieren, wohl in der Hoffnung, dass die Bewegung jenseits der zu diesem Zeitpunkt intern bereits bekannten Hungersnot auch positive Ergebnisse hervorbringen würde.

In einem ansonsten oft als „Blackbox" beschriebenen System wie der Führungsspitze der Kommunistischen Partei Chinas sind die Referenzmedien sowie die auf sie bezogenen Kommentare politischer Führer eine der wenigen Möglichkeiten, quellenbasierte Rückschlüsse auf den damaligen Wissenshorizont und die Entscheidungsgrundlagen zu ziehen. Das macht die Arbeit mit ihnen besonders wertvoll. Dies gilt insbesondere für die Mechanismen der Informationsgewinnung, nicht zuletzt, weil die Parteiführung bis heute davon Gebrauch macht.

Daniel Leese

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse


内部参考

(特 刊)

絕密文件 第 6 期 切勿遺失

用高鋁矿石直接炼鋁成功……(2)
超声波在建筑业中大有可为……(2)
北京市委通知不要在人身上試用超声波……(5)
天津市电机电器革命运动成績显著……(5)
爲鋼力爭在三、五年內建成大型鋼鉄联合企业……(7)
山西阳城县发現一个一亿吨的硫磺矿……(8)
福建閩南和閩西北地区有鈾矿……(9)
大同矿务局老白洞矿发生重大煤尘爆炸事故……(9)
北京部分干部、师生对赫魯曉夫声明的反应……(13)
北京各阶层对首都支持苏联正义立場大会的反应……(16)

1960年 5 月27日 新华通訊社編

Abb. 2: Vormals streng klassifizierte Sonderausgabe des internen Referenzmediums Neibu Cankao der Nachrichtenagentur Xinhua zur Zeit des Großen Sprungs nach vorne, Mai 1960

Neuer Tagungsband:

Landrechte und Landrechtsreformationen

Das Wort „landsrechtsreformation“ lässt sich 1574 zum ersten Mal nachweisen. Aber bereits 1518 erschien die berühmte „Reformacion der bayrischen Lanndrecht“ im Druck, 1555 das „New landtrecht des Fürstenthumbs Würtemberg“, 1620 das „Landrecht Des Hertzogthumbs Preussen“ und noch 1738 das „revidirte Hohenloher Land-Recht“. Auch diese und viele weitere (modern gesprochen) „Gesetzbücher“ dieser Jahrhunderte werden heute üblicherweise als Landrechtsreformationen bezeichnet. Gemeint sind damit Landrechte einer neuen Art, die sich von ihren mittelalterlichen Vorgängern vor allem dadurch unterscheiden, dass sie auf die damals in Deutschland erfolgende sukzessive Übernahme des in Italien wiederbelebten und weiterentwickelten antiken römischen Rechts reagierten. Sie waren zumeist von gelehrten Juristen verfasst und systematischer als die älteren Texte. Typischerweise enthalten sie ein breites Regelungsspektrum – neben Zivil- und Strafrecht samt Gerichtsverfahren häufig auch Fragen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung samt Handel und Gewerbe. Der aufblühende Buchdruck ermöglichte die Verbreitung der Texte in aufwändigen Ausgaben mit kunstvollen Titelgraphiken und mit Holzschnittblättern, die zum Teil von bekannten Künstlern wie Peter Paul Rubens, Anton Woensam oder Jost Amman entworfen wurden (viele davon im Band abgebildet). Trotz zahlreicher notwendiger Rücksichtnahmen auf die Landstände verbildlichten die Landrechtsreformationen so auch ein neues Herrschaftsverständnis der immer selbstbewusster auftretenden Grafen und Fürsten des Reichs.

Anders als die „Reformation“, die sich an der Wende zur Neuzeit in unterschiedlichen Bereichen als Modewort etablierte, ist „Landrechtsreformation“ vornehmlich als Forschungsbegriff zu verstehen, der in historischen Quellen nur vereinzelt vorkommt. Obgleich sich die Wissenschaft seit längerem vielfältig mit den Landrechtsreformationen befasst hat, war der Begriff bislang nicht scharf umrissen. Vor allem stand eine klare Beschreibung der speziellen Merkmale der Landrechtsreformationen noch aus. Der vorgelegte Band sucht diese Lücke zu schließen. Er versteht sich insoweit als Seitenstück zum Band „Stadtrechte und Stadtrechtsreformationen“, der bereits 2021 innerhalb der „Akademiekonferenzen“ erschien und die Besonderheiten der Stadtrechtsreformationen beschreibt. Ebenso wie dort kommen auch hier Expertinnen und Experten unterschiedlicher Fachrichtungen zu Wort, um so ein möglichst objektives Bild zu entwickeln.

Nach einführenden Beiträgen wirft der Band zunächst einen vergleichenden Blick auf einzelne ältere Landrechte, um dann ausgewählte Landrechtsreformationen (und alternative Konzepte) näher vorzustellen. Die Beiträge sind hierbei anhand ihres zeitlichen Schwerpunkts grob chronologisch sortiert. Nicht zuletzt versucht der Band Antworten auf einige zentrale Forschungsfragen zu finden: Was etwa zeichnet die Landrechtsreformationen konkret gegenüber den älteren Landrechten aus? Gibt es wesentliche Unterschiede gegenüber den bereits ein paar Jahre vorher aufkommenden Stadtrechtsreformationen? Wie brachten die oft namhaften Gesetzesredaktoren in den Landrechtsreformationen das hergebrachte Partikularrecht mit dem rezipierten Recht in Einklang? Warum entstanden in einigen Herrschaften moderne Landrechtsreformationen, in anderen aber nicht? Und welche Wirkung erzielten die Landrechtsreformationen im eigenen Territorium und darüber hinaus?



Abb. 1: Chür-Fürstlicher Pfaltz Landt-Recht: Teil 1: Ivdicialia. Vnd erstlich: Der Vndergericht Proceß vnd Ordnung u.a. T. — Heidelberg, 1582, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heidelberger historische Bestände – digital (https://doi.org/10.11588/diglit.1940#0001)

Andreas Deutsch

Leiter der Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“

Der von Andreas Deutsch herausgegebene Band beruht weiten Teils auf den Ergebnissen der Akademiekonferenz „Landrechte und Landrechtsreformationen“, die unter Federführung der Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“ vom 29. bis 31. März 2023 an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften stattgefunden hat (s. auch Seite 56).

Eindrucksvolle Vögel

Neue Elfenbeinfiguren aus dem Hohle Fels bei Schelklingen

Seit Jahrzehnten liefert die Hohle Fels-Höhle, eine der UNESCO-Welterbestätten im Schwäbischen Jura, wichtige Einblicke in das Leben und die Vorstellungswelt des Jungpaläolithikums. Nun wurde ein weiterer spektakulärer Fund gemacht: zwei aus Mammutelfenbein geschnitzte Vogeldarstellungen. Sie sind kaum größer als ein Daumennagel und äußerst detailreich gestaltet. Ein archäologisches Team der Universität Tübingen unter der Leitung von Nicholas Conard hat die Funde aus den unteren Schichten der Aurignacien-Kultur geborgen, die 40.000 Jahre alt sind. Diese Schichten haben sich als äußerst reichhaltige Quelle der ältesten figurativen Kunst der Menschheit erwiesen. Zu den jüngsten Funden gehören die fast vollständige Darstellung eines ruhenden – vielleicht brütenden – Vogels sowie die Darstellung eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln, dessen linker Flügel jedoch abgebrochen ist und aufgrund fehlender Teile nicht wieder angesetzt werden kann.

Die neu entdeckten Vögel sind außergewöhnlich klein. Mit einer Länge von zwei Zentimetern, einer Breite von einem Zentimeter und einer Höhe von einem halben Zentimeter ist der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln tatsächlich das kleinste aller bisher bekannten eiszeitlichen Kunstwerke aus der Weltkulturerbe-Region. Die meisten anderen Eiszeitfiguren sind zwischen drei und neun Zentimeter groß. Trotz ihrer geringen Größe sind die Vögel sehr sorgfältig gearbeitet: Der ruhende Vogel hat auffällige runde Augen, während der andere Vogel einen markanten Schnabel sowie parallele Markierungen auf den Flügeln aufweist, die das Gefieder des Vogels darstellen.

Während die meisten Tierfiguren aus der Eiszeit in statischen Posen dargestellt sind, zeigen die Vögel spezifische Verhaltensweisen. Während der ruhende Vogel – mit seiner ausgestreckten, leicht gerundeten Haltung, dem eng an den Körper angezogenen Kopf und den angezogenen Beinen – als möglicherweise brütend gesehen wird, reichen die Interpretationen für den Vogel mit ausgebreiteten Flügeln vom Fliegen oder Landen auf dem Wasser bis hin zu einer drohenden Haltung oder sogar Balzverhalten. Genau wie bei der Körpersprache der Tiere lässt sich auch die Vogelart nicht mit Sicherheit bestimmen. Der kauernde Vogel könnte ein Schneehuhn oder Rebhuhn darstellen, deren Knochenreste häufig in den Aurig-



Abb. 1: Foto: Ralf Ehmann / Universität Tübingen

nacien-zeitlichen Schichten des Hohle Fels gefunden werden. Der Vogel mit den ausgebreiteten Flügeln könnte eine fliegende Taube sein, doch Wissenschaftler ziehen auch fasanenähnliche Vögel wie das Auerhuhn oder bestimmte Raubvogelarten in Betracht.

Die mit einem Gewicht von knapp 1,3 bzw. 0,7 Gramm sehr leichten Elfenbeinvögel werfen viele wissenschaftliche Fragen auf. Eine dieser Fragen ist, welche Bedeutung die Vögel für die Jäger und Sammler der Eiszeit tatsächlich gehabt haben könnten. Die Höhle weist mit dem dort vor einem Vierteljahrhundert ausgegrabenen Wasservogel nun drei Vogeldarstellungen auf, während an den anderen drei Fundstätten mit eiszeitlichen Kunstwerken im UNESCO-Weltkulturerbe der Schwäbischen Alb zwar eine Vielzahl beeindruckender Tierdarstellungen wie Mammuts, Höhlenlöwen und Wildpferde gefunden wurden – darunter jedoch kein einziger Vogel. Die Bedeutung von Vögeln im Kontext des Aurignacien der Schwäbischen Alb und insbesondere im Hohle Fels wird durch Flöten aus Vogelknochen unterstrichen. Im Geißenklösterle und am Vogelherd wurden Flöten aus Vogelknochen wahrscheinlich aus den Radiusknochen von Schwänen (Cygnus sp.) gefertigt, im Hohle Fels wurde der Radius eines Gänsegeiers (Gyps fulvus) dafür genutzt.

Nicholas J. Conard

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse
und Leiter der Forschungsstelle
„The Role of Culture in Early Expansions of Humans"

Miriam Noël Haidle

Forschungsstelle „The Role of Culture in Early Expansions of Humans"

Bedeutende historische Sammlung kehrt nach Nepal zurück

Mehr als 800 historische Dokumente aus Nepal sind nach Jahrzehnten in Deutschland in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Sammlung umfasst Zeugnisse vom 13. bis zum 20. Jahrhundert: 465 Palmblattmanuskripte aus der Malla-Zeit, königliche Erlasse und Siegel, Gerichtsakten, Rechtsurkunden, Sanskrit-Manuskripte sowie Reisetagebücher. Zu den bedeutendsten Stücken zählen eine Rede des Rana-Premierministers Juddha Shumsher und eine Abschrift des 1854 erlassenen „Muluki Ain", Nepals erstem umfassenden Gesetzbuch.

Eine zentrale Rolle bei der Rückführung spielte der Heidelberger Indologe Axel Michaels, der das Projekt „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal" an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften leitet. Nachdem ihm Walter Rindfleisch die Sammlung seines verstorbenen Vaters anvertraut hatte, organisierte Michaels deren Konservierung, Digitalisierung, Katalogisierung und wissenschaftliche Bearbeitung sowie die Rückgabe an Nepal. Über den regelrechten „Hürdenlauf", um die Dokumente an Nepal zurückzugeben, berichtete Michaels in Athene 01/26, S. 44-48. Im August 2026 wurde die Sammlung letztendlich nach Nepal gebracht und anschließend dem Nationalarchiv übergeben, wo sie dauerhaft für Forschung und Öffentlichkeit erhalten bleiben soll.



Abb. 1: Palmblattrolle

Neuer Tagungsband:

Samtherrschaft – Kondominium – Gemeinderschaft

Gemeinsame Stadtherrschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

EIN STADTGESCHICHTLICHES DESIDERAT: PROBLEMSTELLUNG UND FORSCHUNGSKONTEXT

Die traditionelle Stadtgeschichtsforschung konzentrierte sich meist auf das Verhältnis zwischen Stadtherrn und Gemeinde. Dynamiken städtischer Emanzipation wurden als Konflikt dieser beiden Parteien verstanden. Ein Desiderat bildete das Phänomen der gemeinsamen Mehrherrschaft über urbane Räume, das sogenannte Kondominat oder die Samtherrschaft. Obwohl diese Form im alteuropäischen Kontext keineswegs ungewöhnlich war, galt sie in der Stadtgeschichtsschreibung eher als Sonderfall. Um den Fokus darauf zu richten, versammelte eine Fachtagung an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Oktober 2023 Experten, um die städtische Samtherrschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit systematisch zu durchleuchten und u.a. Fragen nach Konfliktlösungspotenzialen sowie kommunalen Freiräumen zu beantworten.

BEGRIFFLICHKEITEN UND PHÄNOMENOLOGIE DER GETEILTEN HERRSCHAFT

Ein Charakteristikum der spätmittelalterlichen Samtherrschaft ist ihre geringe rechtshistorische Durchdringung, da eine auch begriffliche Auseinandersetzung mit diesem Phänomen erst recht spät einsetzte. In den Quellen wechseln die Bezeichnungen häufig noch, ohne spezifische Terminologien für einzelne Herrschaftskonstellationen festzulegen. Die terminologische Prägung zumeist des 19. Jhs. mit Begriffen wie Kondominium, Samtherrschaft, Gemein(d)erschaft oder Ganerbiat lässt sich oft auf gemeinsame Rechtsvorstellungen zurückführen, auch wenn sie im Einzelnen -vor allem beim Ganerbiat- durchaus unterschiedliche Rechtswurzeln besitzen konnten.
Typologisch lassen sich zwei Untertypen differenzieren: die ideelle und die räumliche Teilung. Bei der ideellen Teilung, die dem Gesamthandsprinzip folgte, blieb der urbane Raum eine funktionale Einheit. Die Einkünfte wurden mathematisch, etwa hälftig („Halbscheid"), zwischen den Herren aufgeteilt, wie es in Xanten oder Kirchberg praktiziert wurde. Demgegenüber stand die räumliche Teilung (Portionierung), bei der die Untertanenverhältnisse geografisch nach Straßenzügen oder einzelnen Wohnstätten parzelliert wurden, wie Fallbeispiele aus Treffurt, Adelsheim oder Fürth demonstrieren, wo es sogar detaillierte kartografisch festgelegte Zuweisungen gab.

VERTRAGLICHE REGELUNGEN: BURGFRIEDEN UND DAS INSTRUMENT DER VERPFÄNDUNG

Das Fundament dieser Herrschaftsgemeinschaften bildeten in der Regel Burgfriedensverträge. Verträge wie jene in Künzelsau (1328), Treffurt (1337) oder Ladenburg (1385) beschworen einen ewigen Frieden und wurden durch bauliche Grenzmarkierungen im Raum verankert. Während manche Burgfrieden dauerhaften Bestand hatten, erwiesen sie sich in konfliktreichen Konstellationen – wie bei der mainzisch-wettinischen Samtherrschaft in Langensalza oder der kölnisch-klevischen in Xanten – als eher fragile Befriedungsmaßnahmen. Neben diesen Verträgen gab es auch das Instrument der Verpfändung. Finanzielle Notlagen führten oft zur Aufspaltung von Herrschaftsrechten. In den Händen machtbewusster Akteure wurden Pfandkondominien vielfach gezielt taktisch eingesetzt, um Mitherren langfristig zu verdrängen. So nutzten die Wettiner in Langensalza die Pfandschaft geschickt als Zwischenschritt zur vollständigen Vereinnahmung.

AKTEURE: STÄNDISCHE VIELFALT UND „UNGLEICHE" PARTNER BEI PRINZIPIELL GLEICHEN RECHTEN

Die Zusammensetzung der Kondomini war von einer bemerkenswerten ständischen Vielfalt geprägt. Gemeinsame Herrschaften wurden durch verschiedene Herrschaftsträger gebildet, wobei das Zusammenwirken von regionalem Adel, weltlichen und geistlichen Fürsten dominierte. Eine bemerkenswerte Konstellation ergab sich dort, wo autonome Reichs- und Hansestädte selbst die Herrschaft über kleinere Städte übernahmen. So etablierten Hamburg und Lübeck ab 1420 eine über 450 Jahre währende „beiderstädtische" Herrschaft über Bergedorf, um strategische Handelswege und Zollstätten an der Elbe abzusichern. Ähnlich regierten die drei Reichsstädte Rothenburg, Schwäbisch Hall und Dinkelsbühl ab 1398 gemeinsam über Kirchberg an der Jagst. Komplexe Formen nahm die Zersplitterung in Künzelsau an, wo es rechnerisch sieben Anteile gab, die bspw. dem Kloster Comburg, den Herren von Hohenlohe, von Stetten sowie Kurmainz und Würzburg zuzuschreiben waren.

DIE LEBENSWIRKLICHKEIT DER „HALBIERTEN UNTERTANEN"

Für die betroffene Einwohnerschaft bedeutete die Samtherrschaft eine fundamentale Prägung ihrer Lebenswirklichkeit. Betroffen waren ausnahmslos kleinere Städte; große (Reichs)Städte wurden nie kondominatorisch regiert. Noch im 18. Jahrhundert definierte das Wetzlarer Reichskammergericht diese Bürger als „halbierte Untertanen", die zwei Herren gehorchten und ihre Steuern zur Hälfte entrichteten. Entgegen der These, dass das gegenseitige Inschachhalten der Herren den Bürgern autonome Freiräume bot, zeichnen die Quellen ein restriktiveres Bild. In den meisten Fällen hemmte die Mehrherrschaft die kommunale Entwicklung massiv. Städte wie Lippstadt litten unter administrativen Reibungsverlusten, Entwicklungsdefiziten und Finanznot, da Reformen durch das Veto eines Partners blockiert werden konnten. Eine Ausnahme bildete das frühe Maastricht, wo die Konkurrenz zwischen dem Lütticher



Abb. 1: Ansicht von Lippstadt mit Wappen der Samtherren von Lippe und Mark (Stadtarchiv Lippstadt, S StAn 90)

Bischof und dem Brabanter Herzog die Ausbildung eines kräftigen wirtschaftlichen Eigenlebens der Führungsgruppen begünstigte. In den meisten Fällen verschärften sich die Bedingungen nach der Reformation. So konnten Kondominate von Stadtherren unterschiedlicher Konfession wie in Treffurt zu Ungleichgewichten führen, wenn die jeweiligen Lager sich ungleichmäßig entwickelten.

LANGLEBIGKEIT UND ENDPUNKTE VON SAMTHERRSCHAFTEN

Trotz dieser Reibungsverluste erwiesen sich städtische Kondominate – vielleicht auch wegen des permanent bestehenden Kommunikationsbedarfs – als erstaunlich krisenfest. Die Mehrheit dieser Herrschaftskonstrukte überdauerte drei bis vier Jahrhunderte, in Maastricht währte diese Herrschaftsform fast sechs Jahrhunderte und in Bergedorf rund 450 Jahre. Ihr definitives Ende fanden sie im Zuge der territorialen Umwälzungen des 18. und 19. Jahrhunderts durch Säkularisation und Mediatisierung. Als entscheidender Katalysator agierte in der Endphase vor allem Preußen, das geteilte Räume wie in Fürth (1791) oder Lippstadt (1851) in den modernen Staatsverband integrierte. Trotz einiger wegweisender Erkenntnisse dieser Tagung kann als ein Resultat festgehalten werden, dass die Erforschung städtischer Samtherrschaften erst am Anfang steht. Sie lädt Stadt- und Rechtshistoriker zu einer weiterführenden vergleichenden Betätigung auf diesem überwiegend noch unbeackerten Forschungsfeld ein.

Heike Hawicks

Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“

Weitere Informationen zu dem Tagungsband finden Sie unter Neuerscheinungen auf Seite 57.

Einfluss auf frühe *Hirnentwicklung*

Modellstudie zum Antiepileptikum Valproat von Simone Mayers Arbeitsgruppe

Epilepsie zählt mit rund 40 Millionen Betroffenen zu den häufigsten neurologischen Erkrankungen weltweit. Valproat ist ein gängiges Medikament zur Behandlung von Epilepsie und kommt auch bei bipolaren Störungen zum Einsatz. Wegen des bekannten erhöhten Risikos für neurologische Entwicklungsstörungen wie Autismus-Spektrum-Störungen gelten bei der Einnahme von Valproat für Frauen im gebärfähigen Alter besondere Warnhinweise. Wie genau das Medikament die Mechanismen der frühen Gehirnentwicklung beeinflusst, ist bislang jedoch nur unzureichend erforscht. „Wir haben erstmals mithilfe im Labor gezüchteter Gewebemodelle des menschlichen Gehirns untersucht, wie sich das Medikament auf die Zellumgebung auswirkt und wie diese Veränderungen wiederum Prozesse im Inneren einzelner Zellen beeinflussen", erklärt Zeynep Yentür, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe von Professorin Simone Mayer am Zoologischen Institut (ZOO) des KIT. Simone Mayer ist Kollegiatin an der Jungen Akademie I HAdW.

MENSCHLICHE GEHIRNORGANOIDE ALS MODELLSYSTEM

Die Forschenden nutzten für ihre Studie Großhirnorganoide. Dabei handelt es sich um dreidimensionale, aus menschlichen Stammzellen gezüchtete Gewebestrukturen, die verschiedene Entwicklungsstadien des pränatalen Gehirns nachbilden. Diese Organoide behandelten sie über 30 Tage mit Valproat, um eine anhaltende Exposition während früher Entwicklungsphasen zu simulieren. Anschließend untersuchten die Forschenden die Auswirkungen auf Gewebe-, Zell- und Molekülebene.

Die Ergebnisse zeigen, dass das Medikament die Zellvermehrung deutlich hemmt, die geordnete Struktur wichtiger Entwicklungszonen stört und dazu führt, dass sich Vorläuferzellen schlechter zu ausgereiften Nervenzellen entwickeln. Besonders betroffen ist die extrazelluläre Umgebung der Zellen: Sie verändert sich strukturell, wird steifer und beeinträchtigt zentrale Kommunikations- und Signalprozesse, die für eine normale Gehirnentwicklung essenziell sind. Für einige Patientinnen mit Epilepsie ist Valproat trotz der bekannten Risiken die einzige wirksame Therapieoption. „Mit unserer Forschung wollen wir dazu beitragen, die Wirkmechanismen des Medikamentes besser zu verstehen, um langfristig neue Forschungsansätze zur Risikominimierung bei den Föten zu ermöglichen", sagt Yentür. Als Laborstudie an Gewebemodellen ersetzen die Ergebnisse keine klinischen Daten, liefern jedoch wichtige Hinweise auf grundlegende Entwicklungsmechanismen.

FORSCHUNG IM EXZELLENZCLUSTER 3D MATTER MADE TO ORDER

Die Studie entstand in Zusammenarbeit zwischen dem KIT, der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der Universität Tübingen und der Universität Heidelberg innerhalb des Exzellenzclusters 3D Matter Made to Order (3DMM2O). Der gemeinsam von KIT und Universität Heidelberg getragene Exzellenzcluster 3DMM2O erforscht dreidimensionale additive Fertigungstechniken – von der Ebene der Moleküle bis hin zu makroskopischen Abmessungen. So sollen Bauteile und Systeme im Nanodruckverfahren mit höchster Prozessgeschwindigkeit und Auflösung entstehen und die Voraussetzungen für neuartige Anwendungen in Material- und Lebenswissenschaften schaffen.

Publikation:
Yentür, Z., Branco, L., Sarieva, K. et al. Multiomics analysis identifies VPA-induced changes in neural progenitor cells, ventricular-like regions, and cellular microenvironment in dorsal forebrain organoids. Molecular Psychiatry, 2026. DOI: 10.1038/s41380-026-03585-5 (https://www.nature.com/articles/s41380-026-03585-5)

Weitere Informationen:
Exzellenzcluster 3DMM2O: https://3dmm2o.de/
Mayer-Lab: https://sznbio.zoo.kit.edu/
Junge Akademie I HAdW: www.hadw-bw.de/junge-akademie



Abb. 1: Hirnforschung in der Petrischale

Konvivialität als religiöse Bildungsaufgabe in Geschichte und Gegenwart

WIN-Konferenz am 25. und 26. März 2026

Wie können Menschen lernen, in einer pluralistischen Migrationsgesellschaft, in superdiversen Gemeinschaften und in heterogenen Gruppen zusammen zu leben? Diese Frage diskutierten junge und etablierte Forschende aus den Theologien sowie der Soziologie, Psychologie, Kunstgeschichte und den Bildungswissenschaften im Rahmen der WIN-Konferenz.

Angesichts autoritärer Bewegungen stellt sich diese Frage gegenwärtig in Gesellschaft, Kirchen, Religionsgemeinschaften und Bildungskontexten mit besonderer Dringlichkeit. Welche Wege gibt es von ablehnender Exklusion über indifferente Toleranz zu affirmativer Konvivenz im Alltag und Konvivialität in Festen? Und worin besteht die religiöse Bildungsaufgabe, die Konvivialität in Geschichte und Gegenwart stellt? Diese Fragen wurden vor dem Hintergrund aktueller Migrationsforschung, anhand historischer Perspektiven auf das Gebot der Nächstenliebe und verschiedener ethischer Traditionen in den Religionen, durch Beiträge empirischer Forschung zu Praktiken von Konvivialität in Migrationskirchen und aus Sicht christlicher, jüdischer und islamischer Theologie auf Konvivialität und Konvivenz sowie im Hinblick auf praxisorientierte, bildungstheoretische Ansätze zu der Frage, wie theologisches Lernen cross-kulturell Wertorientierungen für soziale Konvivenz fördern kann, untersucht. Dabei konnten wichtige theoretische Klärungen zu Konvivialität und Konvivenz zusammengetragen und praktische Impulse gesammelt werden, wie theologisches Lernen in religiösen Bildungskontexten solidarisches Zusammenleben trotz Konflikten in kulturell und religiös vielfältigen Gesellschaften fördern kann.

Der Eröffnungsvortrag von Sylvia Hahn (Salzburg) unterzog den „Mythos der Sesshaftigkeit" anhand historischer Migrationsbewegungen in Österreich einer profunden Kritik. Yuriy Nesterko (Leipzig/Berlin) zeigte psychologische Voraussetzungen für und Aspekte von Konvivenz bei Geflüchteten auf, Daniel Vetter (Heidelberg) erläuterte, wie elementare Formen (migrations-)pädagogischer Praxis wie Assimilation, Kampf und Spiel Solidarität auch in säkularen Bildungskontexten einüben können. Ergänzt wurden diese Beiträge um biblisch-exegetische und historische Perspektiven: Joachim Krause (Bochum) zeigte cross-kulturelle Konvivialität im Alten Testament an Jesaja 56,1–8, Jan Rüggemeier und Caroline Teschmer (Bonn) illustrierten am Gleichnis vom barmherzigen Samariter das Zusammenwirken von neutestamentlicher Exegese und religionspädagogischer Bibeldidaktik, um Identifikationen mit dem Fremden einzuüben. Veronika Egetenmeyr (Koblenz) untersuchte Formen christlicher Caritas zwischen Universalität und sozialer Grenzziehung anhand bischöflicher Praxis im Gallien des 5. Jahrhunderts, Astrid von Schlachta (Hamburg) Deutungen und Praktiken christlicher Nächstenliebe in der Frühen Neuzeit im Spannungsfeld zwischen bedingungsloser Liebe und schützender Grenzziehungen. Moritz Lampe (Weimar) beleuchtete kunsthistorisch versiert (kirchliche) Bildarchive als potentielle Diskriminierungszonen des Anderen. Am Folgetag rückten gegenwärtigen Aufgaben theologischen Lernens in den Fokus. Luca Ghiretti (Basel) und Claudia Rammelt (Göttingen) zeigten auf empirischer Basis anhand von Migrationskirchen in Italien und Deutschland, wie Konvivialität dort konkret gelebt, ausgehandelt und gestaltet wird. Anschließend wurde diskutiert, wie sich Konvivialität und Konvivenz christlich (Elisabeth Maikranz, Heidelberg, mit wichtigen systematisch-theologischen Orientierungen), jüdisch (Yael Attia, Paderborn/Berlin, zur jüdisch-arabischen Kultur der Mizrachim in Israel und arabischen Ländern sowie der weiteren Diaspora) und islamisch (Mohammed Abdelrahem in Zusammenarbeit mit Idris Nassery, Paderborn, zu Ambiguität als Bildungsressource konvivialen Zusammenlebens) denken lässt.

Zum Abschluss der Tagung skizzierte Manfred Pirner aus Erlangen-Nürnberg in beeindruckender Weise einen Ausblick auf Konvivialität als religiöse Bildungsaufgabe in Gegenwart und Zukunft. Hierzu führte er drei Gründe an, weshalb Konzepte von Konvivialität weiterführend sein können: erstens, weil Konvivialität auf die anthropologisch und ethisch grundlegende Frage nach dem guten Leben miteinander zielt, zweitens, weil sie einen heuristischen Rahmen dafür bietet, die komplexen Herausforderungen unseres Zusammenlebens wahrzunehmen und drittens, weil sie praxeologisch-pragmatisch die faktische Lebenspraxis des Zusammenlebens in den Blick nimmt und gestalten hilft.

Wir danken der HAdW, die mit dem Format der WIN-Konferenz die Veranstaltung in dieser für alle so gewinnbringenden Form überhaupt erst möglich gemacht hat, und allen, die zu ihrem Gelingen beigetragen haben.

Christopher Nunn und Katrin König

Konferenzorganisation

Wiederwahl: Hans-Georg Kräusslich bleibt Präsident



Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat den Virologen Hans-Georg Kräusslich für weitere drei Jahre zum Präsidenten gewählt. Seine neue Amtszeit begann am 1. Oktober 2026.

Hans-Georg Kräusslich, Virologe an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg, steht seit 2023 an der Spitze der Akademie. Bereits von 2015 bis 2019 war er als Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und damit als Vizepräsident im Vorstand tätig.

„Ich freue mich sehr über meine Wiederwahl, die ich als Bestätigung unserer Arbeit in den letzten Jahren durch die Akademiemitglieder verstehe", sagt Kräusslich. „Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften vertritt und repräsentiert die Wissenschaft im Land Baden-Württemberg und ist eine starke Stimme der Wissenschaft insgesamt. Sie bleibt ein besonderer Ort des fachdisziplinen- und kulturübergreifenden Diskurses mit dem Auftrag, das kulturelle Erbe im Sinne einer langfristig wirksamen Grundlagenforschung zu erforschen und Gesellschaft und Politik qualifiziert und transparent wissenschaftlich zu beraten. Besonders wichtig ist mir dabei der wissenschaftliche Austausch mit den Mitgliedern der Akademie, der Jungen Akademie und den Forschungsstellen. Das gelebte Miteinander in der Akademie fördert die Entstehung neuer Ideen und Forschungsthemen über die Grenzen des eigenen Fachgebiets hinaus und kann so wesentliche Beiträge zur Erforschung zentraler Zukunftsthemen leisten."

Ein Schwerpunkt seiner zweiten Amtszeit soll auf der Stärkung des wissenschaftlichen Diskurses und dem Austausch mit jungen Menschen liegen. Als Landesakademie Baden-Württembergs will die Heidelberger Akademie der Wissenschaften ihre Angebote für Schülerinnen und Schüler weiter ausbauen und den direkten Austausch über aktuelle Themen fördern. Der Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ist eine zentrale Aufgabe der Akademie. Mit öffentlichen Veranstaltungen und neuen Formaten will sie auch künftig dazu beitragen, wissenschaftliche Erkenntnisse verständlich zu vermitteln.

Neues Vorstandsmitglied: Thomas Maissen



Zum 1. Oktober übernahm der Historiker Thomas Maissen das Amt des Sekretars der Philosophisch-historischen Klasse von der Freiburger Historikerin Sabine Dabringhaus. Gemeinsam mit dem Chemiker Lutz Gade, Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, und Präsident Hans-Georg Kräusslich bildet er den neuen Vorstand der Akademie.

Die Heidelberger Akademie ist für Maissen eine Herzensangelegenheit. Seit 2006 ist er gewähltes Mitglied. Er nahm an Akademiesitzungen selbst dann regelmäßig teil, als er für zehn Jahre das Deutsche Historische Institut in Paris leitete. Im Laufe der Jahre hat er sich vielfach engagiert, unter anderem durch Veranstaltungen zu Themen wie „Natürliche Zeit – kulturelle Zeit?". Als Sekretar möchte er die erfolgreiche Arbeit seiner Vorgängerin fortführen und konstatiert: „Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften ist Landesakademie von Baden-Württemberg und verfügt zugleich dank ihrer weltweit angesiedelten Partner und herausragenden Forschungsprojekte über internationale Strahlkraft. Eine solche Institution mitzulenken, ist ein Privileg und zugleich eine große Verantwortung. Gerade in politisch unruhigen Zeiten, in denen die Wissenschaftsfreiheit vielerorts auf dem Spiel steht, soll unsere Akademie Raum bieten für gepflegte, aber kontroverse intellektuelle Auseinandersetzungen über die Grenzen der Disziplinen, Geschlechter und Generationen hinweg. Insofern freue ich mich besonders auf die Integration neuer Mitglieder mit vielfältigen Hintergründen."

MITGLIEDER

Verstorbene Mitglieder

Klaus Fiedler

Am 12. Mai 2026 ist Prof. Dr. Klaus Fiedler im Alter von 74 Jahren in Weinheim verstorben. Bis zu seinem Tod wirkte Herr Fiedler im Fachgebiet Sozialpsychologie an der Universität Heidelberg als Senior-Professor.

Nach seinem Psychologiestudium an der Justus-Liebig-Universität Gießen wurde Herr Fiedler 1979 ebenda promoviert. Nach seiner Habilitation im Jahr 1984 blieb er zunächst als Assistenzprofessor und anschließend als Professor für kognitive und sozialkognitive Psychologie an der Universität Gießen. 1990 wurde Klaus Fiedler zuerst auf eine Professur für Sozialpsychologie und Mikrosoziologie an die Universität Mannheim und schon 1992 auf eine Professur für Sozialpsychologie an die Universität Heidelberg berufen. Von 2004 bis 2005 hatte er außerdem die Theodor-Heuss-Professur an der New School for Social Research in New York inne.

In seinen vielbeachteten Forschungen befasste Herr Fiedler sich mit kognitionspsychologischen, aber auch mit sozialpsychologischen, grundlagenorientierten und anwendungsorientierten Themen, darunter mit Metakognition, adaptiver Kognition, mit der Rolle von Stichproben beim induktiven Denken, mit Informationswahl, Judgment and Decision Making, Emotion und Kognition, Lügen-Detektion und mit Pseudokontingenzen.



Für sein wissenschaftliches Werk wurde Klaus Fiedler mehrfach ausgezeichnet. So erhielt er im Jahr 2000 den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis und den Deutschen Psychologie-Preis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Für sein Lebenswerk wurde er 2017 darüber hinaus mit der Henri-Tajfel-Medaille der European Association of Social Psychology ausgezeichnet. 2022 wurde ihm die Wilhelm-Wundt-Medaille zugesprochen. Seit 2002 war Herr Fiedler Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und seit 2003 Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Thomas Hauschild

Prof. Dr. Thomas Hauschild verstarb am 4. Mai 2026 in Hamburg. Er wurde 70 Jahre alt. Zuletzt war er Professor für Ethnologie und Vergleichende Kultursoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Er studierte Völkerkunde, Volkskunde und Religionswissenschaft an der Universität Hamburg, wo er 1979 mit einer Arbeit über den „Bösen Blick“ promoviert wurde. Nach einer Tätigkeit als Mitarbeiter im Völkerkundemuseum in Berlin-Dahlem arbeitete Herr Hauschild an seiner Habilitationsschrift, die er über die Ergebnisse seiner Feldforschung zum Thema Religion und Politik in der süditalienischen Provinz Basilikata verfasste. Nach der Habilitation an der Universität zu Köln setzte Herr Hauschild seine Forschungen in regelmäßigen Abständen vor Ort fort und veröffentlichte darüber 2002 sein vielgeachtetes Werk über „Macht und Magie in Italien“. 1992 erhielt er einen Ruf als Professor für Ethnologie an die Universität Tübingen. Zum Sommersemester 2008 wechselte er an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Im Zuge seiner beachtlichen akademischen Arbeit führten ihn verschiedene Gastprofessuren und Fellowships unter anderem an die Universitäten Hamburg, Heidelberg, Bochum und Hannover, an die FU Berlin, die Universität La Sapienza in Rom sowie an das Istituto Orientale in Neapel.



Gemeinsam mit jüngeren Kollegen forschte Hauschild u. a. zum Synkretismus zwischen den Religionen des Mittelmeerraums und zu den geografischen Hintergründen religiöser Fundamentalismen im euromediterranen Raum. Herr Hauschild war bis 2013 Mitherausgeber der „Zeitschrift für Kulturwissenschaften“ und der Zeitschrift „Historische Anthropologie“ sowie seit 2009 korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Rolf Emmermann

Prof. Dr. Rolf Emmermann verstarb am 14. Juli 2026 im Alter von 86 Jahren. Seine Arbeit prägte die internationalen Geowissenschaften nachhaltig.

Nach seinem Studium der Mineralogie, Kristallographie und Geochemie wurde er an der Universität Karlsruhe promoviert und habilitierte sich später auch dort. Anschließend war er Professor in Karlsruhe und Gießen, bevor er von 1992 bis 2007 als Wissenschaftlicher Vorstand das GeoForschungsZentrum Potsdam (GFZ) leitete.

Zu seinen Leistungen zählt die Leitung des Kontinentalen Tiefbohrprogramms (KTB), das 1986 begann und die Grundlage für das Internationale Kontinentale Forschungsbohrprogramm (ICDP) bildete. Eine seiner größten Errungenschaften war die Gründung des GFZ Potsdam. Als Gründungsdirektor schuf er ab 1992 eine international renommierte Forschungseinrichtung und eröffnete insbesondere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus den neuen Bundesländern neue Perspektiven.

Darüber hinaus initiierte er das Förderprogramm GEOTECHNOLOGIEN, das die Zusammenarbeit zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen stärkte. Sein besonderes Engagement für die gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaft zeigte sich im Aufbau des indonesischen Tsunami-Frühwarnsystems (InaTEWS) nach der Tsunami-Katastrophe von 2004.



Über die Geowissenschaften hinaus setzte sich Emmermann für den Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft ein. Er war unter anderem Mitbegründer von ProWissen und Gründungsmitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Mit seiner wissenschaftlichen Weitsicht, seinem Organisationstalent und seinem gesellschaftlichen Engagement prägte er die deutsche und internationale Forschungslandschaft nachhaltig. Seit 2005 war er korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Neues Mitglied

Michael Saliba (Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse)

Prof. Dr. Michael Saliba studierte Mathematik und Physik an der Universität Stuttgart und wurde 2014 in Oxford promoviert. Früh spezialisierte er sich auf Metall-Halid-Perowskite – ein vielversprechendes Material für die Photovoltaik. Nach einem Postdoc an der EPFL in Lausanne übernahm er Forschungsgruppen in der Schweiz und wechselte 2019 als Professor an die TU Darmstadt. Seit 2020 leitet er das Institut für Photovoltaik der Universität Stuttgart und eine Helmholtz-Nachwuchsgruppe am Forschungszentrum Jülich.



Mit mehr als 100 wissenschaftlichen Publikationen zählt Saliba zu den international einflussreichsten Forschern seines Fachgebiets. Für seine Forschung erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Heinz Maier-Leibnitz-Preis der DFG, den TR35 der MIT Technology Review, welche die weltweit führenden „35 Innovatoren unter dem Alter von 35" würdigt, und den Postdoctoral Award der Materials Research Society.

Ehrungen & Auszeichnungen

Stefan Pfister für wegweisende Forschung zu kindlichen Hirntumoren geehrt



Der Kinderonkologe und Krebsforscher Stefan Pfister erhält den mit 200.000 Schweizer Franken dotierten Thomas und Doris Ammann-Preis. Die Auszeichnung würdigt seine wegweisenden Beiträge zur Erforschung kindlicher Hirntumoren und zur Entwicklung präziser Diagnose- und Therapieverfahren.
Mit seiner Forschung identifizierte Pfister zahlreiche genetische Veränderungen, die neue Therapieansätze ermöglichen. Er war außerdem maßgeblich an einer molekularen Klassifikation von Hirntumoren beteiligt, die in die WHO-Klassifikation aufgenommen wurde. Ein in Heidelberg entwickeltes KI-Verfahren zur DNA-Methylierungsanalyse wird heute weltweit zur präzisen Tumordiagnose eingesetzt.



Höchste DMV-Auszeichnung für Gerhard Huisken

Der Tübinger Mathematiker und Direktor des Mathematischen Forschungsinstituts Oberwolfach Gerhard Huisken erhält die Cantor-Medaille 2026 – die wichtigste wissenschaftliche Auszeichnung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung (DMV). Gewürdigt werden seine wegweisenden Arbeiten auf dem Gebiet der Partiellen Differentialgleichungen und der Differentialgeometrie.

Hohe Auszeichnungen für Christoph Markschies



Der Theologe und Akademiepräsident Christoph Markschies ist in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste aufgenommen worden. Die Aufnahme zählt zu den höchsten Auszeichnungen für Wissenschaftler und Künstler in Deutschland. Zusätzlich verlieh Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier Christoph Markschies das Große Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Der Professor für Antikes Christentum an der Humboldt-Universität zu Berlin steht seit 2020 an der Spitze der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und seit 2022 der Akademienunion.



ERC Advanced Grant für Andreas Meyer-Lindenberg

Der Europäische Forschungsrat (ERC) fördert das Forschungsprojekt HOTHEAD von Andreas Meyer-Lindenberg am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit mit 2,5 Millionen Euro über fünf Jahre.
Das interdisziplinäre Team will erstmals die neurobiologischen Mechanismen untersuchen, die hohe Temperaturen mit aggressivem Verhalten verbinden. Dazu kombiniert es unter anderem Hirnscans, Tiermodelle, Alltagsdaten von 400 Menschen und künstliche Intelligenz, um unterschiedliche Reaktionsmuster auf Hitze zu identifizieren und digitale Interventionen zu testen.
Langfristig sollen die Erkenntnisse in ein digitales Werkzeug einfließen, das Kommunen bei der Planung hitzeresilienter Lebensräume unterstützt, wobei die Forschungsergebnisse nach dem Prinzip der offenen Wissenschaft frei zugänglich gemacht werden sollen.

NEUERSCHEINUNGEN



Manik Bajracharya, Christiane Brosius, Simon Cubelic, Rajan Khatiwoda (Hrsg.)

When a God Moves the City

Placemaking in the Buṅgadyaḥ Procession of Nepal

Documenta Nepalica: Book Series, Bd. 9
Heidelberg University Publishing, Heidelberg 2026

Jeden Frühling zieht die Gottheit Buṅgadyaḥ – Regenmacher, buddhistischer Heilsbringer, tantrischer Meister – auf einem turmhohen hölzernen Wagen durch Patan im Kathmandu-Tal und überführt dabei Straßen, Plätze und Kreuzungen in sakralen Raum. Dieser interdisziplinäre Band versammelt acht Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Archäologie, Architektur, Kulturanthropologie, Indologie und Heritage Studies, die die vielfältigen Aspekte dieser Prozession vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart untersuchen: von den frühesten Inschriften bis zur Revitalisierung nach dem Erdbeben von 2015, von königlicher Patronage und der Widerstandskraft der Guthis bis zu Kastenpolitik und fotografischer Repräsentation. Auf der Grundlage einzigartiger Quellen – Epigrafik, Rechts- und Verwaltungsdokumente, Ethnographie, Architektur und materielle Kultur – zeigen die Beiträge, wie Ritual, urbaner Raum und die Vielzahl beteiligter Akteure in einem Fest zusammenwirken, in dem Identität, Autorität und Zugehörigkeit im heutigen Südasien fortwährend neu verhandelt werden.



Stephan Harbarth, Frieder Hepp, Peter Hommelhoff, Paul Kirchhof, Bernd Schneidmüller (Hrsg.)

Die Heidelberger Versammlung vom 5. März 1848

Wiege des Parlamentarismus in Deutschland

Mohr Siebeck (Verlag), Tübingen 2026

Die Heidelberger Versammlung vom 5. März 1848 im Gasthaus Badischer Hof bereitete den Weg zu einer deutschen Nationalvertretung. Als Reaktion auf die Februarrevolution in Frankreich und die revolutionären Unruhen in Europa vom März 1848 setzten sich ihre Teilnehmer für einen parlamentarischen Weg im Deutschen Bund ein, der wenige Wochen später mit dem Frankfurter Paulskirchenparlament realisiert wurde. 51 Männer, überwiegend Mitglieder süddeutscher Ständeversammlungen, unterzeichneten einstimmig eine Erklärung. Sie forderten Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Länder, kein Bündnis mit Russland, eine rasche, nach Volkszahl gewählte Nationalvertretung sowie die Wahrung der Eigenständigkeit und Selbstverwaltung der Länder. Sieben Männer wurden mit der Vorbereitung der Nationalvertretung beauftragt. Die Biografien der Teilnehmer spiegeln auch das spätere Scheitern des Parlamentarismus und die Rückkehr monarchischer Repression wider.

Der Band beleuchtet die Bedeutung der Heidelberger Versammlung als Wiege des deutschen Parlamentarismus aus geschichts-, rechts- und politikwissenschaftlicher Perspektive. Er enthält zentrale Quellen, Kurzbiografien aller Teilnehmer und zahlreiche historische Abbildungen aus Archiven, Bibliotheken und Museen.



Ernst A. Schmidt

Rudolf Borchardt: Antike Dichtung – Klios Kost

Das Abendland – Neue Folge 53
Vittorio Klostermann (Verlag), Frankfurt am Main 2026

Was den studierten Klassischen Philologen Rudolf Borchardt (1877–1945) sein ganzes Leben hindurch an die Antike band, war vor allem die Dichtung. Das Buch hat zur Pointe, dass die Antike Borchardt lehrte, was Poesie sei, und die Poesie ihm zu Geschichte wurde. Die untersuchten Arbeiten reichen von der Übersetzung einer Sappho-Ode durch den Gymnasiasten 1894 bis zu der Homerabhandlung an seinem Lebensende. Das Buch gilt den Übersetzungen und Deutungen antiker Werke und auch vier eigenen Dichtungen Borchardts (Bacchische Epiphanie, Der ruhende Herakles, Klage der Daphne, Jamben). Die einführenden Kapitel (Dichtungsverständnis, hermeneutische Prinzipien) und die Untersuchungen zu Vergil und Horaz sowie zur Homerarbeit bilden Schwerpunkte.



Renate Lachmann

Denkmalstürze und Bilderstürme. Ikonoklasmen vom mosaischen Bilderverbot bis zum Ukrainekrieg

Wallstein Verlag, Göttingen 2026

Seitdem unsere Gedächtnislandschaften von Denkmälern und Bildern geprägt werden, sind sie auch Gegenstand von Konflikten. Erinnerungen provozieren Gegen-Erinnerungen. Ikonoklastische Ereignisse werden von weltanschaulichen Kontroversen getragen und spektakulär in der Öffentlichkeit inszeniert. Ihre Legitimierung und Verurteilung lösen einander ab. Renate Lachmann folgt der Spur dieser Erinnerungskonflikte vom mosaischen Bilderverbot über den byzantinischen Bilderstreit und den Bildersturm der Reformation bis hin zu den Zerstörungen der Französischen Revolution. Vor diesem Hintergrund werden im Verlauf der Oktoberrevolution in Russland die Monumente des Zarentums wie auch die Objekte der orthodoxen Kirche liquidiert, nach dem Ende der Sowjetunion wiederum die Zeugnisse der kommunistischen Ära angegriffen. Im 21. Jahrhundert schließlich trifft die aus den USA hereinbrechende Protestwelle die Denkmäler von Sklavenhaltern und Rassisten. Den Schlusspunkt des Buches setzen die aktuellen Ereignisse in der Ukraine. Seit dem 24. Februar 2022 verteidigt sich das angegriffene Land militärisch und manifestiert seine nationale Eigenständigkeit durch ikonoklastische Akte. Zeugnisse des zaristischen und sowjetischen Imperialismus werden entfernt und Spuren der als aufgezwungen erlebten Kultur gelöscht. Ikonoklasmen verteidigen hier die Identität eines Landes, das 1991 seine Unabhängigkeit erklärt hat und diese nun bedroht sieht.



Bernd Janowski

Ästhetik des Alten Testaments

Grundzüge einer biblischen Phänomenologie der Wahrnehmung

Mohr Siebeck, Tübingen 2026

Wie haben die Menschen im alten Israel Gott, die Welt und sich selbst wahrgenommen? Und welche Bedeutung hat die alttestamentliche Ästhetik für uns heute? Der Begriff »Ästhetik« wird in diesem Buch in der ursprünglichen Bedeutung von aisthesis »Wahrnehmung« verstanden und nach einer Einführung zur Begriffs- und Forschungsgeschichte anhand der Grundbegriffe (Schönheit, Herrlichkeit u.a.), der sensomotorischen (Sinneswahrnehmungen, Farben, Klänge), der emotionalen (Gefühle, Empathie) und der kognitiven Aspekte (Erinnerung, Gedächtnis) sowie der zentralen Themenfelder Welterfahrung, Gotteswahrnehmung und Selbstwahrnehmung umfassend entfaltet. Das Proprium der alttestamentlichen Ästhetik sind die resonanten Gottes- und Weltbeziehungen, wonach die Welt für das vernehmende Selbst nicht stumm bleibt, sondern auf vielfältige Weise 'antwortet' – so wie es in der Metapher vom »hörenden Herzen« (1 Kön 3,9) und im Motiv der Sichtbarkeit des Unsichtbaren (Ex 3,1-6) prägnant zum Ausdruck kommt. Die vorliegende Darstellung gliedert sich in vier Hauptteile und zehn Unterabschnitte, die durch zwei Anhänge mit ausgewählten Texten zur alttestamentlichen Ästhetik von Gen 1 bis Pred 12 sowie mit 150 Text- und Bildquellen zur Ästhetik der Antike von Ägypten, Mesopotamien, Nordsyrien/Palästina, Griechenland, Rom, dem Antiken Judentum, dem Neuen Testament bis zum Antiken Christentum und zum Koran ergänzt werden.



Andreas Deutsch (Hrsg.)

Landrechte und Landrechtsreformationen

Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Akademie der Wissenschaften des Landes Baden-Württemberg

Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2026

Reihe: Akademiekonferenzen, Band: 34

Schriftenreihe des Deutschen Rechtswörterbuchs

Vor rund 500 Jahren entstanden die ersten Landrechtsreformationen, die sich durch die Rezeption des römischen Rechts, die systematische Bearbeitung durch gelehrte Juristen und ein breites Regelungsspektrum von mittelalterlichen Landrechten unterschieden. Neben Zivil- und Strafrecht regelten sie häufig auch Fragen der „guten Policey“. Der aufblühende Buchdruck förderte ihre Verbreitung. Trotz vielfältiger Forschung fehlte bislang eine präzise Definition ihrer Merkmale. Der interdisziplinäre Band schließt diese Forschungslücke und stellt zugleich bedeutende Landrechtsreformationen vor. Er ergänzt den Vorgängerband „Stadtrechte und Stadtrechtsreformationen“.



Heike Hawicks (Hrsg.)

Samtherrschaft - Kondominium - Gemeinderschaft

Gemeinsame Stadtherrschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

Rechtsgeschichtliche Forschungen, 11

Nomos (Verlag), Baden-Baden 2026

Konferenzschrift

Dieser Band zu einer Tagung am 10. und 11. Oktober 2023 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften behandelt das Thema der Samtherrschaften oder Kondominate im Rahmen eines Überblicks, wobei mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte des Alten Reiches im Mittelpunkt stehen. Wurde bisher eher ein regionaler Ansatz für die Untersuchung von herrschaftlichen Kondominaten gewählt, stehen hier die Auswirkungen auf Städte und ihre Bewohner in verschiedenen Regionen des Reichs vergleichend im Fokus. Anhand konkreter Beispiele werden zudem die politischen Rahmenbedingungen und rechtlichen Gestaltungsmöglichkeiten von gemeinsamer Stadtherrschaft untersucht.



Beatrice Gavazza

Menandros

Nemesis – Pallake

Fragmenta Comica

Kommentierung der Fragmente der griechischen Komödie, Band 24.6

Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hrsg. von G. W. Most, H.-G. Nesselrath, S. D. Olson, A. Rengakos, A. H. Sommerstein und B. Zimmermann

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2026

Dieser italienischsprachige Band der Reihe Fragmenta Comica enthält den Kommentar und die Übersetzung der Fragmente von acht Komödien (von »Nemesis« bis »Pallake«) von Menander (342/41–291/90 v. Chr.). Unter diesen ragt aufgrund der Anzahl der Fragmente und ihrer Bedeutung für die kritische Diskussion die Komödie »Orge« heraus, die als das Debütwerk des Dichters gilt. Die Texte werden unter philologisch-literaturgeschichtlichen, historischen und archäologischen Gesichtspunkten erschlossen. Dabei werden die Werke rekonstruiert und in ihren literarischen und historischen Kontext eingeordnet.

Weitere Neuerscheinungen der Forschungsstelle „Kommentierung der Fragmente der griechischen Komödie" finden Sie auf der Projektseite:
www.komfrag.uni-freiburg.de/frc_baende-und-indices/publ-baende

Veranstaltungen

Sprache macht Gesellschaft

8. September 2026

Akademientag in Göttingen
Wie sprechen wir miteinander? Wie prägt Sprache unser Denken, unsere Identität und unser Zusammenleben? Und wie verändern Digitalisierung, Künstliche Intelligenz und gesellschaftliche Debatten unsere Kommunikation? Mit diesen Fragen stand der Akademientag am 8. September 2026 unter dem Titel „Von Moin bis Meme. Sprache macht Gesellschaft" ganz im Zeichen der Sprache. Erstmals fand die gemeinsame Veranstaltung der deutschen Wissenschaftsakademien in Göttingen statt und brachte Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur miteinander ins Gespräch. Federführende Akademien waren die Niedersächsische Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und die Akademie der Wissenschaften und der Literatur | Mainz.
Der Akademientag 2026 hat gezeigt, wie vielschichtig Sprache ist: Sie ist Forschungsgegenstand und Kommunikationsmittel, Ausdruck von Identität und Vielfalt, Trägerin von Geschichte und zugleich ein Medium, das sich durch Digitalisierung und Künstliche Intelligenz laufend verändert. Vor allem aber wurde eines deutlich: Wissenschaft lebt vom Gespräch. Ein Tag wie dieser schafft Räume, in denen Forschung, Gesellschaft und Kultur miteinander ins Gespräch kommen.

www.akademienunion.de/akademientag/akademientag/von-moin-bis-meme-sprache-macht-gesellschaft

Akademievorlesung mit Hans Joas

9. November 2026

Werden alle Menschen Brüder?
In Friedrich Schillers „Ode an die Freude" erhielt die Idee des Universalismus einen wirkungsvollen und unvergesslichen Ausdruck – wenngleich wir heute selbstverständlich von Brüdern und Schwestern sprechen würden. In Vergangenheit und Gegenwart wird dieses Ideal allerdings vielfach ignoriert und infrage gestellt. Neuer Nationalismus und Imperialismus bestimmen derzeit das Bild.
Der Soziologe und Philosoph Hans Joas hat in seinem Werk „Universalismus – Weltherrschaft und Menschheitsethos" die Entstehung des moralischen Universalismus in der sogenannten Achsenzeit (800-200 v. Chr,) in unterschiedlichen Kulturen und Religionen dargestellt und die weitere Geschichte in der ständigen Verwicklung dieses Ethos mit der Geschichte der Imperien analysiert. In seinem Vortrag präsentierte er die Grundfragestellung seines Buches, dessen Hauptthese, seine Vorgehensweise und (über das Buch hinaus) Folgerungen für die aktuelle Lage.

Die Akademievorlesung wurde vom Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V. finanziert.
www.hadw-bw.de/akademievorlesung-2026

Von der Prävention bis zum Lebensende – Interdisziplinäre Perspektiven auf ein gutes Altern

9. und 10. Oktober 2026

Symposium der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Im Rahmen des Symposiums wurde das gute Altern aus interdisziplinärer Perspektive diskutiert. Dabei wurden biologische, medizinische, kulturwissenschaftliche, philosophische und gesellschaftliche Zugänge zum Alterungsprozess sichtbar. Im Mittelpunkt standen Fragen der Langlebigkeit und Prävention – von biologischen Alterungsprozessen und neuen Medikamenten über Herz-Kreislauf-, Krebs- und Demenzprävention bis hin zu Ernährung, körperlicher und kognitiver Gesundheit. Zugleich richtete sich der Blick auf die kulturellen Bilder und historischen Vorstellungen des Alters sowie auf die Frage, welche Bedingungen ein erfülltes Leben bis ins hohe Alter und einen würdevollen Lebensabschluss ermöglichen.

Das Symposium wurde vom Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V. finanziert.

www.hadw-bw.de/altern-symposium-2026





Heidelberger Akademische Bibliothek

Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegeben
von Peter Graf Kielmansegg und Bernhard Zimmermann
Alfred Kröner Verlag Stuttgart

Weitere Informationen:

Freunde und Mäzene – Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V.

VEREIN ZUR FÖRDERUNG
DER HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

Aufgabe des Fördervereins ist es, diese im deutschen Südwesten einzigartige Forschungseinrichtung ideell wie materiell zu unterstützen.

Den Mitgliedern des Fördervereins ist es wichtig, dass sich die Wissenschaft uneingeschränkt in der Akademie entfalten und erneuern kann, dass gezielt auch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrer Karriere unterstützt werden und dass der Dialog zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit verstärkt wird. So wurde 2009 die jährlich stattfindende Heidelberger Akademievorlesung ins Leben gerufen, bei der Gelehrte von Weltrang zu Vorträgen nach Heidelberg eingeladen werden.

Wir freuen uns, wenn Sie Mitglied im Förderverein werden. Tragen Sie aktiv dazu bei, dass das kulturelle Gedächtnis erhalten bleibt. Fördern Sie Spitzenforschung und unterstützen Sie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gestalten Sie die Zukunft der HAdW mit!

MITGLIEDSBEITRÄGE

» Einzelperson 100 Euro (Mindestbetrag)
» Unternehmen/Institutionen 600 Euro (Mindestbetrag)

KONTAKT

Karlstraße 4 | 69117 Heidelberg
Telefon: 0 62 21/54 32 66
Telefax: 0 62 21/54 33 55
Internet: www.foerderverein.hadw-bw.de
E-Mail: foerderverein@hadw-bw.de

SPENDENKONTO

Deutsche Bank AG Heidelberg
IBAN DE49 6727 0003 0043 5255 00
BIC DEUT DE SM 67

IMPRESSUM

Athene – Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1/2026
Herausgeber: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Karlstraße 4, 69117 Heidelberg
www.hadw-bw.de

HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg

Vorstand:
Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Georg Kräusslich (Präsident)
Prof. Dr. Thomas Maissen (Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse)
Prof. Dr. Dr. h. c. Lutz H. Gade (Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse)

Redaktion:
Dr. Herbert von Bose, Uta Hüttig, Maxim Wagner (Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der HAdW), E-Mail: presse@hadw-bw.de, Telefon: 06221-543400

Foto- und Abbildungsnachweise (sofern nicht a.a.O. angegeben):
Titelbild: KI-generiert, 3 (HAdW/Schwerdt), 5 (IMAGO/Dreamstime), 7 Abb. 1 (gemeinfrei), 8 (Cranach Digital Archive), 9 (gemeinfrei), 10 (M. P. Kroshitsky-Kunstmuseum in Sewastopol), 11-13 (privat), 17 (Paris, Bibliothèque nationale de France, Département des manuscrits, Français 22495: Li rommans de Godefroy de Buillon et de Salehadin, 1337, fol. 69v), 18 (Cambridge, Corpus Christi College, MS 026: Matthew Paris OSB, Chronica maiora I, fol. 140r), 19 (Yitzhak Marmelstein, CC BY-SA 4.0), 20 (GNU), 21 (A. Savin, CC BY-SA 3.0), 29-31 (Sammlung Familie Klein), 33-35 (H. Monyer), 36 (A. D. Ho), 38 (Flickr, IAEA Imagebank, Foto USFCRFC), 42 u.43 (privat), 46 (Universität Heidelberg/Rothe), 49 (KIT/Amadeus Bramsiepe), 51 (HAdW/Schwerdt und Universität Heidelberg/KUM), 52 o. (Schwerdt), u. (privat), 53 o. (privat), u. (Uni Stuttgart/Uli Regenscheit), 54 Pfister (Jung Jutta/DKFZ), Huisken (Tatjana Ruf, Bildarchiv des Mathematischen Forschungsinstituts Oberwolfach), Markschies (Andreas Amann, Fotofrafenmeister), Meyer-Lindenberg (ZI), 58 (HAdW/Schwerdt)

Gestaltung:
Zentralbereich Neuenheimer Feld (ZNF), Abt. Print & Medien
Das Magazin „Athene" erscheint zweimal im Jahr in gedruckter Auflage und als Online-Version auf www.hadw-bw.de. Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Juni 2027.

An- und Abmeldung:
Sie können das Magazin „Athene" abonnieren und jederzeit wieder abbestellen unter www.hadw-bw.de/publikationen/athene-magazin.